

„Gerechtigkeit und Barmherzigkeit“

Gotteseigenschaften und globale Sozialkultur

Akademische Predigten in der Schlosskirche

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Wintersemester 2018/19
(Bonner Universitätspredigten 2)

Bonner Universitätspredigten 2

Eberhard Hauschildt (Hg.), „Gerechtigkeit und Barmherzigkeit“. Gotteseigenschaften und globale Sozialkultur. Akademische Predigten in der Schlosskirche. Universität Bonn, Wintersemester 2018/19

Bonn, April 2019

Inhalt

| | |
|--|-----------|
| <u>Lob der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit: Jer 9,22-23</u> | 5 |
| Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Clemens Albrecht (Kultursoziologe) 14.10.2018, 20. Sonntag nach Trinitatis | |
| <u>Suchet der Stadt Bestes! Jer 29,4ff.</u> | 10 |
| Prof. Dr. Werner H. Schmidt 21.10.2018, 21. Sonntag nach Trinitatis | |
| <u>Erlass von Schulden: Mt 18,21-35</u> | 15 |
| Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Mathias Schmoeckel (Rechtsgeschichte) 28.10.2018, 22. Sonntag nach Trinitatis | |
| <u>Politische Macht als Dienerin Gottes: Röm 13,1-7</u> | 20 |
| Prof. Dr. Wolfram Kinzig 04.11.2018, 23. Sonntag nach Trinitatis | |
| <u>Sich einklagen bei Gott: Hi 10,1-7</u> | 26 |
| Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 11.11.2018, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres | |
| <u>Handeln an Menschen als Handeln an Gott: Mt 25,31-46</u> | 31 |
| Prof. Dr. Cornelia Richter 18.11.2018, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres | |
| <u>Blick auf einen neuen Himmel und neue Erde: Jes 65,17-25</u> | 38 |
| Dr. Dorothea Ugi & Wiss. Mitarb. Daniel Rossa 25.11.2018, Ewigkeitssonntag | |
| <u>Der Messias auf dem Esel: Mt 21,1-11</u> | 42 |
| Michael Pues, Studierendenpfarrer 02.12.2018, 1. Advent | |
| <u>Empowerment der Schwachen: Jes,3-10</u> | 44 |
| Prof. Dr. Markus Saur 09.12.2018, 2. Advent | |
| <u>Dienst in Heiligkeit und Gerechtigkeit: Lk 1,67-79</u> | 50 |
| Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 16.12.2018, 3. Advent | |

Sein Zepter ist Barmherzigkeit: EG 1, Strophe 2 **54**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

24.12.2018, Heilig Abend

Morgenländische Weisheit – Licht vom Osten: Mt 2,1-12 **59**

Prof. Dr. Hermut Löhr

06.01.2019, Epiphania

Rechtstreue: Jes 42,1-9 **65**

Prof. Dr. Günter Röhser

13.01.2019, 1. Sonntag nach Epiphania

Gleicher Lohn für alle? Mt 20,1-16 **71**

Wiss. Mitarb. Inja Inderst

20.01.2019, 2. Sonntag nach Epiphania

Gnade und Gabe zur Gerechtigkeit – Adam & Christus: Röm 5,15b-19 **75**

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

27.01.2019, 3. Sonntag nach Epiphania

Lob der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit: Jer 9,22-23

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Clemens Albrecht (Kultursoziologe, Philosoph. Fakultät)

14.10.2018, 20. Sonntag nach Trinitatis

[1. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit als kulturelle Errungenschaften]

Albrecht: *Gott ist gerecht. Und Gott ist barmherzig. Das ist unsere Hoffnung, das ist unser Glaube. So sagt es die jüdische, die christliche, die islamische Religion.*

Hauschildt: Und sie sagen damit zugleich etwas, was eine alltägliche Erfahrung ist: Gerechtigkeit und Barmherzigkeit werden gebraucht. Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gehören zu einem guten Leben. Wo sie fehlen, wird das Zusammenleben schlimm.

Gerechtigkeit: Sie fehlt offensichtlich, wenn der eine fast alles bekommt und die andere fast nichts, wenn die eine alles darf und die andere nichts, wenn Menschengruppen alle Möglichkeiten haben und andere haben keine. Es frustriert die, denen Gerechtigkeit fehlt. Sie klagen, sie fordern Gerechtigkeit ein, sie erleiden die Ungerechtigkeit, sie sind wütend.

Albrecht: *Ist aber Gerechtigkeit immer auch Gleichheit? Den, der Unrecht tut, gleich zu behandeln wie den, der Unrecht erleidet, ist nicht gerecht. Gleiches ungleich und Ungleiches gleich zu behandeln, ist auch nicht gerecht, sagt Aristoteles. Die Gerechtigkeit einer Mutter ist auch barmherzig, die eines Richters nicht. Die Frage nach Gerechtigkeit berührt also unterschiedliche Sphären. Und das Recht verlangt andere Antworten wie die Zuteilung von Gütern, Lebenschancen oder Zuwendung.*

Hauschildt: Eindeutig gerecht ist das Leben überhaupt meistens nicht. Denn im Kampf ums Überleben oder um den Platz an der Sonne setzen sich die Stärkeren durch.

Albrecht: *„Du hast recht, hast recht. Ja, ja!“, sagt Lederstrumpf zu einem Indianer, der sich über den Landraub der Weißen beklagt. „Wo waren wohl damals Treue und Redlichkeit? Aber Gewalt geht vor Recht, Gewalt wird zum Recht, sagen die Mordgesetze der Welt; und was der Starke und Gewaltige tut, muss nun einmal der Schwache Gerechtigkeit nennen.“*

Hauschildt: Die Idee und die Vorstellung von Gerechtigkeit, die sich damit nicht zufriedengibt, war nicht schon immer da. Sie ist eine kulturelle Errungenschaft von Menschen.

Albrecht: *Das evolutionäre Naturgesetz vom „survival of the fittest“ kennt die Frage nach der Gerechtigkeit nicht. Was sich durchsetzt, erscheint gerechtfertigt allein durch sein Dasein. Barmherzigkeit ist dann nur Schwäche, die der Starke gewähren kann. Der gute Mensch von Sezuan kann aus eigener Kraft nicht überleben in dieser Welt.*

Hauschildt: Und doch: Wo Barmherzigkeit walten kann – was ist das für eine beglückende Erfahrung! Für den, der sie ausübt, wie für den, der sie genießt. Wenn jemand, der anders könnte, mir etwas schenkt hinaus über das, was auch einigermaßen gerecht wäre. Ein Geschenk an intendierter Aufmerksamkeit oder an Dingen, an Vertrauen. Es ist eine Ausnahme von der Regel, mehr als gesetzlich nötig.

Die kulturellen Errungenschaften von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit finden sich schon seit der Antike. Dokumente vom idealen Herrscher gibt es schon aus dem 2. Jahrtausend vor Christus.

Albrecht: *Der gerechte Herrscher ist jedoch auch der strenge, der strafende Herrscher. Für ihn scheinen sich Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegenseitig auszuschließen, und nur ein Salomo versteht, sie klug zu vereinen. Auf ihm aber ruht die Gnade Gottes.*

Hauschildt: Die idealen Herrscher und die ideale Herrschaft, die gibt es auch heute trotz aller kulturellen Entwicklungen seit damals so gut wie nicht. Mit den idealen politischen und sozialen Zuständen ist es auch nicht anders. Meistens finden wir, dass es nicht gerecht genug und nicht barmherzig genug zugeht. So ist es eben.

Neben Fortschritten sind auch Rückschritte offensichtlich. Die Barbarei und nichts als das pure Recht des Stärkeren sind weiterhin sehr wirksam.

Albrecht: *Sind also echte Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht von dieser Welt?*

[2. Religion]

Hauschildt: Der Predigttext für diesen Sonntag stammt aus der Antike, steht im Alten Testament, überliefert im Buch des Propheten Jeremia, dessen 9. Kapitel. Er lautet so:

„So spricht der Herr: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichtums. Sondern wer sich rühme will, der rühme sich dessen, dass er klug sei und mich kenne, dass ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt auf Erden; denn solches gefällt mir, spricht der Herr.“ (Jer. 9, 22f.)

Hier wird eine Vorstellung vom gerechten und barmherzigen Gott geäußert. Bei Gott, dem ewigen, sind Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auf Dauer stellt.

Albrecht: *Er ist der gnädige Gott. In seiner Macht liegt es, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu gewähren, auch dann, wenn wir meinen, sie selbständig auszuüben.*

Hauschildt: Und wenn er der Schöpfer der ganzen Welt ist, lassen sich Barmherzigkeit und Gerechtigkeit letztlich auch nicht einfach nur auf die eigene Gruppe beschränken. Religion kann die Erwartung auf Gerechtigkeit und Barmherzigkeit wachhalten. Das Unrecht, auch wenn es die Mächtigen zu ignorieren scheinen, ist bei Gott nicht vergessen; denn er ist der oberste Richter. Barmherzigkeit, auch

wenn von ihr nichts zu spüren zu sein scheint, kann letztlich das Erwartbare ändern.

Und so taucht an der Frage nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auch die Frage nach einer wahren Religion auf: Ob die Religion nur das Unrecht legitimiert oder aufs Jenseits vertröstet oder ob sie Ungerechtigkeit erkennt und benennt und in Barmherzigkeit einübt. Ob sie göttliche und politische Macht gleichsetzt oder sie auseinandertreten lässt, wie bei Jeremia.

[3. Dynamiken und Varianten – theologische und sozialkulturelle Debatten]

Mit den Vorstellungen von Barmherzigkeit, von Gerechtigkeit und der Vorstellung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ist zugleich nicht das Schlusswort gesprochen. Es ist nicht der Universalschlüssel festgeschrieben. Sondern es ist die Sensibilisierung für unausweichliche Debatten auf die Spur gesetzt.

Albrecht: Jede Zeit und jede Kultur muss sie neu führen. Was konkret bedeutet „Gerechtigkeit“, und was kann sie unter den Möglichkeiten des Zeitalters erreichen – damals im Königreich Juda zur Zeit des Jeremia, als das politisch und religiös in die Krise gerät zwischen den erstarkenden Großmächten Ägypten und Assyrien? Was ist Gerechtigkeit heute zwischen kapitalistischer Globalisierung und nationalistischem Populismus? Und wo können wir barmherzig sein, ohne dadurch die Grundlagen der Gerechtigkeit zu unterminieren?

Hauschildt: Also noch einmal: Was heißt etwa Gerechtigkeit zwischen Verschiedenen? Die Frage stellt sich schon in einer Familie zwischen Eltern und Kindern oder als Frage nach der Gerechtigkeit z. B. zwischen einer 16jährigen Schwester und einem 8jährigen Bruder. Es stellt sich in der Gesellschaft als Frage zwischen Arm und Reich, hochgebildet und solchen ohne Bildungspatente, zwischen Inländern und Ausländern.

Albrecht: Und es stellt sich die Frage nach der Dynamik der Gerechtigkeitsvorstellungen: Sie wachsen wie die Wünsche. Es ist kein gerechter Zustand denkbar, der nicht noch gerechter sein könnte. Wie aber, wenn nur die Starken, die Organisiererten diese Ansprüche politisch anmelden und durchsetzen? Auch in einem demokratischen Staat bedürfen diejenigen, die ihre Stimme nicht erheben, Rücksicht und Beachtung – vielleicht ist dies eine dem Heute angemessene Form der Barmherzigkeit?

Hauschildt: Und noch weiter: Nur Gerechtigkeit, vor allem wenn sie in die Durchführung von Rechtsansprüchen gegossen ist, reicht zum Glücklichein nicht aus. Und doch ist es umgekehrt ein Fortschritt, dass die Taten der Barmherzigkeit, wie sie etwa die diakonischen Einrichtungen aus dem 19. Jahrhundert von Spenden her aufbauten, inzwischen in soziale Rechtsansprüche überführt sind.

Albrecht: Aber wir wissen auch, dass das, was den einen gegeben wird, den anderen genommen ist, und es bedarf einer klugen Beachtung auch ihres Gerechtigkeitsempfindens.

Hauschildt: Und doch sind es weiterhin die Geschenke von Zuwendung, Freundschaft, Nächstenliebe, die alles noch einmal ganz anders machen. Und umge-

kehrt: Nur auf Freiwilligkeit zu appellieren, um damit eine Gesellschaft gestalten zu können, erweist sich auch als Illusion.

Albrecht: Es braucht die Klarheit von Recht, das versucht, die Gerechtigkeit nachzubauen – ihr gleichzeitig aber auch Grenzen zu setzen; denn alle Versuche, die absolute Gerechtigkeit Gottes auf Erden selber realisieren zu wollen, endeten im Desaster größter Ungerechtigkeit. Das lehrt die Geschichte. Wenn Wenige im Namen einer Religion oder Ideologie allein alles bestimmen wollen, weil sie sich auserwählt fühlen, ruht selten die Gnade Gottes auf ihrem Tun.

Hauschildt: So liegt die Pointe eigentlich gerade in dem „Und“ zwischen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, der Gottesgnade als ein Segen für die Tat, die Gutes will und doch das Böse als ihre eigene Folge nicht ausschließen kann. Bei Gott jedenfalls kommt pointiert beides zusammen, das Richten und das Erlösen, Gebot und Gnade.

Das Doppel von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ist noch einmal anders je nachdem, an welchem Ort auf dem Globus man sich bewegt – und dies hinein bis zu den Fragen, was eigentlich die Aufgabe der Theologie und die von Frömmigkeit in einer konkreten gesellschaftlichen Situation sind. Im letzten Semester hat der wissenschaftliche Mitarbeiter Dr. Matthew Robinson an der ev.-theol. Fakultät ein Modul „Interkulturelle Theologie“ geleitet und ist im Zusammenhang damit mit zwölf Theologiestudierenden für knapp zwei Wochen nach Äthiopien gereist – um zu hören, wahrzunehmen, zu lernen, Erfahrungen zu machen. Wie stellt sich Theologie, und auch wie stellen sich Gerechtigkeit und Barmherzigkeit dar in einer anderen Gesellschaft jenseits von Europa und Amerika, einem Land mit verschiedenen Völkern und Sprachen in dem einen Staat, mit 40% Muslimen und der Tradition einer christlich-orthodoxen Staatstradition sowie stark wachsenden neopfingstkirchlichen Gruppen, bei hohem Wirtschaftsaufschwung und stark wachsender Bevölkerung, bei unerwartetem Übergang in den letzten fünf Monaten von einem autoritären Regime unter der Führung einer relativ kleinen Volksgruppe zu einer eindeutigen Demokratisierung und Versöhnung? Wie sieht es aus, wenn auch das barmherzige Geben der deutschen Besucher dieses Landes gegenüber bettelnden Kindern auf der Straße dann doch schnell an Grenzen kommt? Oder wenn einem Bewusstsein für die Stärken des Rechts die guten Erfahrungen im Land fehlen? Und was verändert es, wenn man Menschen kennt, wo man vorher nur in den Nachrichten Bilder hatte und Zahlen dazu? Es wird die Theologie der Studierenden bereichern und herausfordern. Und ihre Sicht auf Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auch.

[4. Und die Kirche?]

Albrecht: Wozu diesen ewigen Fragen von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, von Rechtsregelungen und Verteilungsgerechtigkeit biblische Texte an die Seite stellen? So wie es hier im Gottesdienst geschieht? Wo Gotteslob und Fürbitte gemeinsam ausgeübt werden? Wo Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit in den Mit-

telpunkt gestellt sind, weil wir sonst keine Vorstellung von Gerechtigkeit und keine Möglichkeit zur Barmherzigkeit hätten?

Hauschildt: Die Gottesdienste *dieses* Semesters wöchentlich hier in der Schlosskirche werden, so hoffe ich, noch pointierter als sonst von solchen Predigttexten mitgeprägt sein, die die Perspektive auf die Gerechtigkeit Gottes oder seine Barmherzigkeit oder beides einnehmen. Sie spielen, platziert im Hauptgebäude der Universität Bonn, etwas Eigenes ein. In die Wissenschaft und ins Leben. Es sind Erzählungen und Bilder, pointierte Formulierungen und Konzepte darüber, was und wie Gott sei. Die schlagen einen bestimmten Ton an. Wir setzen uns einer literarischen Gottesrede aus, wie der im Buch Jeremia: „Wer sich rühmen will, der rühme sich dessen, dass er klug sei und mich kenne.“ Es gefällt Gott, dem gerechten und barmherzigen, „Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit auf der Erde auszuüben.“ Solche Rede erinnert uns daran. Und sie fragt uns: Haben wir das genug im Blick? Lassen wir es ein in unsere Bemühungen um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit? Lassen wir die Stimme von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit deutlich genug erkennen – in der eigenen familiären, privaten und beruflichen Praxis, in der Beteiligung an den gesellschaftlichen Diskursen? Wo wir uns doch dessen rühmen wollen, dass wir klug sind? Und wo wir aufgerufen sind zum Lob der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes – dennoch, trotz allem, was wir vermissen.

Albrecht: *Klug sind wir jedenfalls dann, wenn wir wissen, dass etwas über uns steht, dass alle unsere Versuche, diesen Planeten gerechter und barmherziger zu machen, mit einem eigenen Urteil versieht. Dieses Urteil ist gerecht, und nicht wir sind es, die es fällen.*

Hauschildt: Mir scheint, dass im Hintergrund der Anstrengungen der Vernunft, in der Wissenschaft, der Leitung in Politik und Wirtschaft – und in den Möglichkeiten des Einzelnen etwa als Wähler und Konsumentin, auch der alltäglichen Cleverness, ein Bewusstsein darum guttut.

Und der Friede Gottes, der höher ist denn all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Suchet der Stadt Bestes! Jer 29,4ff.

Prof. Dr. Werner H. Schmidt

21.10.2018, 21. Sonntag nach Trinitatis

Liebe Universitätsgemeinde!

An hohen Feiertagen sprechen wir anstelle unseres üblichen sog. Apostolischen Glaubensbekenntnisses das ausführlichere Nicaenum. Dort heißt es in der in Konstantinopel (381) erweiterten, uns vertrauten, auch im Gesangbuch (EG 854) wiedergegebenen Gestalt: „Wir glauben an den Heiligen Geist..., der gesprochen (geredet) hat durch die Propheten.“

Diese schon im Neuen Testament (Hebr 1,1) belegte Aussage: „geredet durch die Propheten“ hielt man für so wichtig, dass man sie ausdrücklich festhalten wollte, wohl insbesondere um der Verheißungen willen (vgl. Röm 1,2). So erkennt das christliche Bekenntnis an: Derselbe Gott wirkte bei den Propheten, in Jesus und in der Gegenwart. Wenn wir es nachsprechen, stimmen wir ein und stimmen zu.

*

So viel Anerkennung, Zustimmung haben die Propheten selbst zu Lebzeiten nicht bekommen: für ihre Unheilsankündigungen nicht, für ihre Heilsverheißungen aber auch nicht, Jeremia erst recht nicht. Er schreibt diesen Brief von Jerusalem aus an die im Exil Lebenden. Der Kreis der Betroffenen (2 Kön 24,14) ist sprichwörtlich geblieben: „die oberen Zehntausend“. Sie wurden schon zehn Jahre vor dem Untergang der Stadt deportiert; der Tempel steht also noch.

Sonst tritt der Prophet durchweg mit *mündlichem* Wort im direkten persönlichen Gegenüber (als *viva vox*, in lebendiger Rede) auf. Dass er selbst *schreibt*, erklärt sich aus der weiten Entfernung, ist außerdem nochmals bei der Unterzeichnung einer Urkunde (32,10) bezeugt.

Mit dem Aufruf, das Leben im Exil zu gestalten, ist der Brief Zuspruch, verbindet das Handeln des einzelnen mit dem Ergehen der Gemeinschaft und will Hilfe sein. Jedoch wird Jeremia wegen seines Briefs in einem nach Jerusalem zurück gerichteten Brief bei einem amtierenden *hochgestellten Priester* als Aufseher „verpetzt“. Die Anzeige (V. 28) fügt bei der Wiedergabe von Jeremias Brief etwas hinzu, was bei Jeremia höchstens „zwischen den Zeilen“ anklingt, und verrät so ihr Interesse: „Es dauert noch lange.“

Jeremias Aufforderungen „Baut Häuser ...!“ enthalten für die Angeredeten einen bitteren Beigeschmack, stehen im Widerspruch zu ihren eigenen Wünschen, der Sehnsucht der Betroffenen nach baldiger Heimkehr. Ihnen erscheinen die Aufrufe weniger als seelsorgerlicher Trost, sondern als Zumutung.

Die Ortsangabe Exil hat zugleich inhaltliche oder theologische Bedeutung:

Schon früh wendet Jeremia (6,14 u.a.) gegen Priester und Propheten ein: „*Es ist kein Heil!*“ Diese Einsicht enthält *beide* Aspekte: Einerseits beißende Zeitkritik

mit der Aufforderung an die Zeitgenossen zum Prüfen: „*Sucht in den Gassen und ... auf Plätzen, ob ihr auch nur einen findet, der Recht übt, nach Wahrhaftigkeit strebt!*“ (5,1) Andererseits die drohende Zukunft: Empfiehlt Jeremia im Brief die Gründung einer Familie, so muss er selbst ohne sie, allein, leben – *zeichenhaft* (16,2ff), um eine Zeit ohne Feste, ohne Gemeinschaft, ohne Freude anzusagen. Schon zuvor verfolgt und gefangen gesetzt, gerät Jeremia wegen seiner *Kritik* am *Tempel* (Kap. 26) in Todesgefahr wie – wenn ich einen weiten Bogen spannen darf – später Jesus oder Stephanus. Seine Zukunftsansagen haben sich – noch zu seinen Lebzeiten – erfüllt.

Wenn wir einen Ausdruck wählen, der ihm eher unangemessen erschiene, dürfen wir sagen: Die *Geschichte* gab ihm recht. Die Geschichte zum Subjekt zu machen, wäre aber kaum in seinem Sinne.

*

Der Brief richtet sich an die, die durch die Deportation die *Heillosigkeit* schon erfahren haben und weiterhin erleben. Das im Brief zugesprochene Heil setzt erlittenes und noch gegenwärtiges Unheil voraus.

Der Brief ist als Gottesrede „So spricht der HERR“ gestaltet. Wenn man diesen Rückbezug auf den Absender und gleichsam Auftraggeber ernst nimmt, kann man sagen: Gott erfüllt die Wünsche anders, als der Mensch sie hegt.

In Martin Luthers Lied „Ach, Gott, vom Himmel sieh darein“, das wir gehört und gesungen haben, heißt es: „Das Wort man lässt nicht haben wahr“; sie „lehren eitel falsch List, was eigen Witz erfindet“ (EG 273,1-3).

Ähnlich steht Jeremia in Auseinandersetzung mit einem namentlich bekannten *Propheten*, der seine Einsichten in den Ernst der Lage und die drohende Zukunft ablehnt. Auch die auf den Brief unmittelbar folgenden Verse (8f), die eigentlich noch zu der für die Predigt vorgeschlagenen Textauswahl gehören, warnen vor den Propheten, die seine ahnungsvolle Gewissheit der Zukunft bestreiten. Vermutlich gab es sie sogar noch nach der Katastrophe; es handelt sich um aktuelle Auseinandersetzungen mit der Botschaft der sog. „Heils“propheten. Sie halten an Voraussetzungen fest, die für Jeremia nicht mehr gegeben sind, ihm fraglich wurden.

Ernst der Lage – falsche Propheten mit ihrer verharmlosenden Zeitansage. Wer wird bei diesen Stichworten nicht an Diskussionen in der Gegenwart erinnert?

Es genügt eine Andeutung: die Zeichen der Zeit beim Klimawandel nicht zu erkennen oder nicht erkennen zu wollen, zu leugnen.

Lieber möchte ich den Nuancen des Briefs folgen, *drei* Motive unterscheiden:

Zum *einen*:

Erscheinen die Mahnungen nicht alltäglich, allzu selbstverständlich? Tatsächlich sind sie hintergründiger. Schon Amos (5,11) konnte ankündigen: „*Häuser habt ihr gebaut, aber ihr werdet nicht darin wohnen.*“ Den Hintergrund bilden pro-

phetische Drohworte, die durch die später eintretende Katastrophe bestätigt werden.

Soweit uns nicht eigene oder erzählte Erinnerungen lebendig sind oder uns gar bis in die Nacht verfolgen, steht uns im Fernsehen ja nahezu täglich vor Augen, wie Kriegshandlungen alle Ergebnisse der Arbeit oder Erfolge zerstören, die Vergeblichkeit aller Mühen, ein „Umsonst“ zeichnen. Jeremias Brief hat einen anderen Zustand im Blick. Mit seinen Aufforderungen, die paarweise jeweils ein Handeln und dessen Folge einander zuordnen: nicht nur Bauen – auch Wohnen, nicht nur Pflanzen – auch Ernten, Familie gründen und damit weit in die Zukunft hoffen, setzt der Brief *Frieden* voraus.

Der zuvor gestörte oder gar zerstörte Zusammenhang von Handeln und Folge ist wieder in Ordnung, in Kraft. In diesem Zusammenhang verbirgt sich eine Zusage. D.h.: Die alltäglichen, zu erwartenden Lebensvorgänge sind nicht schlicht selbstverständlich; in ihnen vollzieht sich Segen. Wir würden in anderer Ausdrucksweise gerne hinzufügen: Nur so erscheint Handeln sinnvoll.

Zum *andern*:

War in den Lebensvollzügen Frieden vorausgesetzt, so wird dieses Stichwort ausdrücklich genannt: Das Ziel des Briefs richtet sich letztlich auf *Schalom*, übergreift dabei das jeweils eigene Ergehen: „Suchet den Schalom / das Wohl der Stadt!“

„Suchet der Stadt Bestes!“ (so Luther) ist zum *Motto* christlicher Sozialethik oder der Diakonie geworden: So dient der alttestamentliche Text als Leitlinie, kann Anregung geben, Anstoß und Ausrichtung sein. Wir können dieses „Wohl“ oder „Bestes“ differenzieren in viele hilfreiche, ja für nicht wenige Menschen lebensnotwendige Institutionen, wie Kindergärten, Krankenhäuser, Alters- oder Pflegeheime, Hospize, aber auch Bahnhofsmission oder Seemannsheim u.a.

Dazu bedarf es in der Praxis politischer Verantwortung, reiflicher Überlegungen und der Zusammenarbeit. Ähnlich ist es etwa gegenüber dem Gebot der *Elternehrung*, das im AT ja nicht an Kinder, sondern an Erwachsene gerichtet ist, mit der sorgsamsten Frage: Wie soll die Ehrung der alten Eltern geschehen? Wie werde ich diesem Anliegen am besten gerecht?

Bei Jeremia ist wohl ein kritischer Aspekt mitzuhören: *Schalom* ist nicht an *Jerusalem* gebunden oder gar auf den Ort beschränkt, an dem Schalom der Tradition nach zuhause ist, wo – mit dem Psalmwort (85,11) zu reden – „Gerechtigkeit und Schalom / Friede sich küssen“.

Gab es nicht auch im *Christentum* verschiedene Bewegungen, die meinten, dort sei man Gott näher? Jeremia zieht aus seiner durch die Kritik am Tempel gewonnenen Distanz Folgerungen. Er scheint seine Einsichten vorauszusetzen und weiterzuführen. Gottes *Anwesenheit* bzw. Wirken wird als *entgrenzt* wahrgenommen; er ist für Betende auch am fernen Ort gegenwärtig – unter fremder Herrschaft und ohne Heiligtum.

Die Exilierten selbst wussten sich nicht nur fern der Heimat, sondern konnten sich nach einem Zitat „fern von dem HERRN“ fühlen (Ez 11,15; vgl. Ps 137,4; Jes 40,27).

Jeremia erkennt Gottes *Ortsungebundenheit* und seine Zuwendung auch in der fernen Fremde. Erwartungen auf Wiederherstellung nationaler Größe (von Staat, Königtum oder Tempel) finden sich bei Jeremia nicht. Zugesagt wird schlichtes Leben oder schlicht das Leben im gewährten Lebensraum.

*

Außerdem fehlen hier – gegenüber den Bedrückern – Hassgefühle oder Rachegefühle. Statt eines Gegen- oder Nebeneinanders geht es um ein *Miteinander*.

Zum *dritten*:

Der Brief enthält noch eine Steigerung – Zuwendung nicht nur im fremden Land, sondern auch *für* das fremde Land: Die Mahnungen zum „Wohlergehen“ enden in der *Fürbitte* für die Bedrücker. „*Suchet der Stadt Bestes!*“ ist bei Jeremia auf die *Fremdmacht* bezogen. Dabei versteht er das Schicksal als *Geschick*: „*Suchet das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe!*“

Die Gemeinde soll nicht auf sich konzentriert bleiben oder gar auf Abwehr ausgerichtet sein, sondern – ausgesprochen in der *Fürbitte* – Grenzen aufbrechen und überwinden.

Mit der Einsicht „Ihr Wohl ist euer Wohl“ wird nach schweren Erfahrungen in und trotz Gegensätzen eine Gemeinsamkeit aufgedeckt. Das Ergehen der Angesprochenen ist mit dem ihrer Umgebung, ihrem Lebensumfeld, eng verbunden. Das Ziel *eigenen* Wohls ist danach nicht unmittelbar, vielmehr nur auf einem *Umweg* zu erreichen, erst über das Wohl der anderen. Es wird als Folge der Aufforderung, sich um den Schalom der fremden Stadt zu bemühen, verheißen.

Vielleicht erscheint jetzt Ihnen dies als Zumutung. Würden wir nicht lieber die fremde Macht mahnen, menschlich zu sein? Vielleicht mögen Sie auch kurz überlegen, sich fragen: Welche fremde Hauptstadt würde ich in meine *Fürbitte* aufnehmen?

*

Insgesamt enthält der Brief verschiedene Aspekte: Der Genuss des Ertrags eigener Arbeit, die Familiengründung, die Teilnahme am Wohl des fremden Landes, die *Fürbitte* für andere mit der Zusage, dass Gott Gebete auch in der Ferne hört, – allgemein gesagt: – „*Immanentes*“ und „*Transzendentes*“, Erfahrbares und über die Erfahrung Hinausgehendes, sie Übersteigendes, Wohlergehen und Heil, Handeln und Vertrauen sind verbunden.

*

Damit ist jedoch die Bedeutung, die der Brief bekommt, noch nicht ganz erfasst.

Auch später erscheint die Zusage als nicht abgegolten, wird weitergetragen. Der Brief entwickelt gleichsam eine eigene *Wirkungsgeschichte*. Sie versucht, über den Anlass, die Situation hinaus den Zuspruch weiterzugeben, behält die Grundgedanken mit den entscheidenden Stichworten „Wohl / Heil“ oder „suchen“, „beten“ bei, hält sie gleichsam grundsätzlicher fest.

Darin verbirgt sich theologisches Nachdenken, zumal zu den konkreten, ereignisbezogenen Verben allgemeinere Begriffe wie „Zukunft und Hoffnung“ hinzukommen. Noch in demselben Erzählzusammenhang heißt es ein paar Verse (V. 11f) später – wie der Brief wiederum als Gottesrede: „Ich weiß, welche Gedanken ich über euch hege, ... Gedanken des Heils und nicht des Unheils, euch Zukunft und Hoffnung zu schenken... Wenn ihr mich anruft... und zu mir betet, werde ich euch erhören. Wenn ihr mich sucht, werdet ihr mich finden.“

Auch diese Deutung wirkt weiter, wird aufgenommen, wandert als Anregung in das Jesajabuch, bildet dort den Schluss des sog. Deuterjesajabuches (Jes 55,6.8f). Das Ihnen wohl allen vertraute Wort ist gleichsam der Nach-Nachfolger oder Enkel von Jeremias Brief. Es redet ähnlich grundsätzlich und wagt ebenfalls von Gottes „Gedanken“ zu reden. Die Gegenüberstellung „meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, eure Wege sind nicht meine Wege“ bezeugt nicht nur Gottes Transzendenz: Gottes Gedanken sind anders, sondern, von Jer 29 herkommend, Gottes Gedanken sind heilvoll. Sie bestimmen nicht nur die Zukunft, sondern schon die Gegenwart: „Suchet den HERRN, da er sich finden lässt, ruft ihn an, da er nahe ist!“

*

Mit seiner Unheil wie Heil verbindenden Botschaft wie mit seinem Leben bezeugt Jeremia beispielhaft wohl das Recht von D. Bonhoeffers Urteil, „daß im AT der Segen auch das Kreuz“ umfasst.

Am Ende möchte ich gerne an den Anfang zurückkehren. Zustimmung ist ein freier Akt. Können wir, nachdem wir versucht haben, den Implikationen von Jeremias Brief nachzuspüren, dem Bekenntnis: „Der durch die Propheten geredet hat“ zustimmen?

Ich hoffe: „Gewiss“ – auf Hebräisch: Amen.

Erlass von Schulden: Mt 18,21-35

*Prof. Dr Eberhard Hauschildt & Prof. Dr. Mathias Schmoeckel (Rechtsgeschichte,
Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät)*

28.10.2018, 22. Sonntag nach Trinitatis

I. (Hauschildt:)

Ein Gleichnis Jesu haben wir vorhin in der Lesung gehört. Eine Geschichte, aus dem Leben gegriffen. Einer hat riesige Schulden gemacht: Zehntausend Zentner Silber. Er kann sie jedenfalls überhaupt nicht zurückzahlen. Er ist bankrott. Alles, was sich verpfänden lässt, ist damit weg. Und das hieß damals wirklich alles, inklusive die Freiheit für den Schuldner samt Frau und Kindern. Man konnte sie in die Sklaverei verkaufen.

Der Schuldner ergreift seine letzte Möglichkeit: Er bittet um Stundung. Darum, die Schuldenrückzahlung zu strecken. Und erstaunlicherweise lässt sich der, bei dem er die Schulden hat, auch erweichen – bei der Summe! Happy End, so scheint es, jedenfalls für den Moment. Er bleibt frei.

Doch die Geschichte ist damit nicht zu Ende. Sie geht eigentlich jetzt erst richtig los. Denn der Schuldner wendet sich sogleich an einen, der bei ihm ebenfalls noch Schulden hat. Vergleichsweise lappige 100 Silbergroschen. Auch kleine Schuldner bittet nun *ihn* um Geduld und verspricht zu bezahlen. Doch der Hauptschuldner will das Geld vom Hauptschuldner jetzt und wirft ihn deshalb sogleich ins Gefängnis, solange bis alles bezahlt ist. Wie finden wir Hörer das? Es ist ziemlich klar: Wir sind empört.

Und so erzählt es auch die Geschichte: Dem mit den 10 000 Zentnern Schulden geht es nun doch an den Kragen. Das Versprechen zu seinen Gunsten auf Schuldenerlass ist aufgehoben. Er wird ergriffen und bestraft, bis er die Schulden bezahlt hat.

Und der Grund dafür wird auch miterzählt: Weil du bei deinem kleinen Schuldner unbarmherzig umgegangen bist, will ich nun auch mit dir nicht mehr barmherzig verfahren – sagt ihm der König.

Es leuchtet ein. – Damals in der Welt Jesu leuchtete es auch bis in die Details ein. Wer Barmherzigkeit verweigert, muss sich auch nicht wundern, wenn ihm gegenüber Gutgesinnte auch nicht mehr bereit sind, barmherzig zu sein. Selber schuld. Für das Umgehen miteinander im zwischenmenschlichen Bereich leuchtet es auch uns heute noch unmittelbar ein. Wer gegenüber seinem Umfeld, seinem Nächsten gegenüber oder in der Öffentlichkeit rigoros auf jeden Fehler anderer unbarmherzig und verschärfend reagiert, der muss sich auch nicht wundern, wenn man mit ihm ebenso umspringt. So auch des Volkes Stimme. Wer unbarmherzig ist, verliert seinen Anspruch darauf, dass man mit ihm anders als unbarmherzig umgeht.

Freilich – das Umgehen mit Schulden, die nicht mehr zurückgezahlt werden können, hat sich seit der Zeit Jesu geändert. In Sklaverei wird der Schuldner nicht mehr überführt. Dabei ist uns heute nicht so wohl dabei, wenn es vom König heißt: „Der Herr ward zornig und überantwortete ihn den Peinigern“. Es klingt nach Folter und ist für uns inakzeptabel. Denn im Umgang mit Schulden heute haben sich vielfältige Regelungen des Rechts dazwischen geschoben haben. Man geht auch mit Schuldnern heute anders um. Wieso liegt darin ein Fortschritt?

Nun, das uns genauer zu erklären ist eine Angelegenheit des Juristen. Und es ist besonders eine Frage an den Rechtshistoriker. Wie hat sich hier die Praxis seit damals gewandelt? Was sind die dahinterliegenden Grundsätze? Ist in das Recht mehr Barmherzigkeit eingebaut? Oder besteht doch gegenüber der Gerechtigkeit des Rechts hier ein Riesenunterschied zur Barmherzigkeit?

Uns interessieren ja in einem Gottesdienst diese Fragen nicht nur deshalb, weil wir Universitätsgottesdienst-Besucher Freude daran haben, Dinge genauer zu wissen und differenzierter zu erkennen. Dahinter steht letztlich auch die Frage nach dem Gottesbild. Denn der Gott, der wie ein König seine Knechte, wenn er es denn für nötig hält, auch foltern lässt, den wollen wir dann doch nicht mehr als Vorbild vor Augen gestellt bekommen. Was glauben wir denn eigentlich von der Barmherzigkeit und der Art der Gerechtigkeit Gottes?

Also: Fragen über Fragen, lieber Herr Schmoeckel. Geben Sie uns einige Aufklärung – und verändern Sie vielleicht auch unsere Fragen, und helfen Sie uns zu korrigieren, wie wir bislang den Predigttext aufgenommen haben.

II. (Schmoeckel:)

Historisch sind Theologie und Recht gerade keine systematisch getrennten Wissensbereiche. Dreimal hat die christliche Theologie die europäische Rechtsordnung neu geprägt: durch die Kirchenväter, die mittelalterliche Scholastik und in der Nachfolge der Reformation. Die klare Trennung ist viel jüngeren Datums. Erst auf den zweiten Blick zeigen sich daher die Unterschiede.

In antiken Gesellschaften, besonders in Israel, kam dem König die Aufgabe zu, als Vertreter Gottes Gerechtigkeit in seinem Reich herstellen. So sollte er seinem Volk die göttliche Gerechtigkeit vermitteln und den Frieden Gottes wiederherstellen. Bei Ungerechtigkeit durch den König aber musste man mit Gottes Zorn und seinem Fluch rechnen. Unrecht bedroht die ganze Gesellschaft und musste kompensiert werden, vielleicht sogar 7-mal oder sogar 77-mal.

Die Kirchenväter bezogen sich auf das römische Recht. Sie interpretierten es aus der Sicht, dass Gerechtigkeit die höchste Tugend Gottes ist. Menschliche Urteile mussten darum der göttlichen Gerechtigkeit zu entsprechen suchen, in Verfahren wie Ergebnis. Sie galten als Vorinstanz zum Jüngsten Gericht.

In allen Gesellschaften ist klar: Schulden müssen zurückgezahlt werden. Das Recht muss eingehalten werden. Der Darlehensmarkt basiert auf der Erwartung, dass die Schulden zurückgezahlt werden. Das Recht gilt, weil es alle bindet, dem Hauptschuldner im Gleichnis ebenso wie den kleinen Schuldner.

Aber auch das Recht weiß: Es gibt Situationen, in denen man weiter kommt, wenn man Ausnahmen zulässt. Das mittelalterliche Kirchenrecht kannte dazu eine Fülle von juristisch anerkannten Möglichkeiten, das geltende Recht zugunsten höherer Ziele zu umgehen. Man ignorierte etwa kleine Vergehen nach dem Spruch, dass den Richter Kleinigkeiten nicht interessieren, oder gab dem Gesetz eine andere Auslegung, man bewilligte Einzelbefreiungen oder Privilegien, erließ Bußen oder gewährte Gnadenentscheidungen.

Jedenfalls braucht mitunter auch das Recht Ausnahmen. Selbst das moderne Insolvenzrecht kennt diese Logik und gewährt die Chance des Schuldenschnitts. Durch ein staatliches Verfahren wird eine Spirale, die notwendigerweise in die Hoffnungslosigkeit führt, beendet und ein Neuanfang in der Gesellschaft gewährt. Und darum wird ein Zugriff auf das Existenzminimum des Schuldners gewährt und die Sippenhaft abgeschafft. Insoweit kann man nicht das rigorose allgemeine Recht gegen die individuelle theologische Betrachtung in Stellung bringen.

Übrigens: Martin Luther, den ich immer mehr als guten Kanonisten kennenlerne – obgleich er das kanonische Recht kritisierte – erklärt diese Notwendigkeit der Ausnahme besonders klar: Dafür erinnerte er an einen Spruch von Cicero: „Summum ius, summa iniuria.“ Das höchste Recht gebiert besonders Unrecht. Und Luther sagt: „allzu scharf macht schartig“. Man muss auf beiden Seiten nachgeben und die Billigkeit die Meisterin allen Rechts sein lassen. Diese juristische Erkenntnis sollten nach Luther auch die Juristen lehren! Bleibe es aber in der Öffentlichkeit unbekannt und unbeachtet, dann müssten die Prediger darüber reden, daran erinnern und den Grundsatz einfordern.

Luther erkannte, dass es Juristen schwerfällt, die Grenzen des Rechts zu bestimmen. Uns heute ist insbesondere der Sinn des Rechtsbegriffs „Billigkeit“ verlorengegangen. „Billig“ meint bei uns „preiswert“. Nur in der Rede davon, dass etwas „recht und billig“ sei, haben sich noch Reste von der älteren Bedeutung erhalten. Bei „Billigkeit“ im juristischen Sinn geht um Einschränkungen des Rechts gerade im zivilrechtlichen Einzelfall aufgrund moralischer Wertung.

Die notwendige Korrektur des Rechts – bei aller grundsätzlichen Beachtung der Rechtsordnung – bedeutet einen kleinen Widerspruch, dessen Berechtigung man erst begreifen muss. Nicht einmal Juristen dürfen glauben, man könne stets alles mit Hilfe von Recht regeln.

Der Predigttext will keine Rechtslehre betreiben. Er verweist auf den Unterschied zwischen alltäglichen Verhaltensmustern und dem Verhältnis zu Gott. Der erste Schuldner des Gleichnisses schuldete 10.000, eine Myriade Zentner Silber, eine im Wortsinn unvorstellbar große Summe. Nie wird man sie je begleichen können, niemand darf hoffen, sich von ihr freikaufen zu können.

Der gerechte Gott könnte mit allen seinen Mitteln gegen seinen Schuldner vorgehen. Weder besteht er auf Rückzahlung noch entwickelt er einen Insolvenzplan. Genau hier besteht dann der Unterschied zwischen der rechtlichen Lage und der theologischen Aussage.

Der König im Gleichnis verzichtet auf alle Rechte und erweist sich als barmherzig. Vergebung und Aufhebung der Schulden sind eine Möglichkeit des allmächtigen Gottes. Der allmächtige Gott steht über dem Gesetz und ist darin daran gebunden. Gott schenkt uns damit die Hoffnung darauf, dass uns selbst unsere unermesslich große Schuld erlassen werden kann.

III. (Hauschildt:)

Und was bedeutet diese Barmherzigkeit Gottes das für den Alltag? Was der Schuldner, dem unermessliche Schuld vergeben wurde, nicht begriffen hat, ist dies: Wenn Gott sich so verhält, dann ist das nicht nur eine spezifisch religiöse Sache zwischen Gott und Mensch. Dann wirkt das weiter. Wer den lieben Gott bloß einen „guten Mann“ sein lässt und alles andere im Leben so wie immer macht, der hat nicht begriffen, worum es im christlichen Glauben und Leben geht. Und dann erweist sich, dass sich eigentlich nichts geändert hat. Damit ist dann auch faktisch Gott nicht mehr der barmherzige Gott. Dann schlagen eben die Folgen der Tat des bösen Knechts wie üblich unbarmherzig zurück.

Am Anfang des Predigttextes stand die Frage des Petrus: „Wie oft muss ich denn meinem Bruder vergeben?“ Und damit ist ein Einwand gegen die Botschaft von der Barmherzigkeit zum Ausdruck gebracht: Ja, wo kommen wir denn hin, wenn wir immer so, wie Gott es ist, barmherzig sein müssen! Siebenmal selber anderen vergeben zu sollen. O.k. Wenn's denn unbedingt sein muss. Aber irgendwo muss doch die Grenze sein! Und wir könnten ergänzen: So hörten wir es eben in der Darstellung des Rechtsexperten auch. Billigkeit im Recht, das ist der begründete Einzelfall, die Ausnahme – auch im Schuldrecht. Wer daraus einen Automatismus macht, der untergräbt Recht und Ordnung. Und die Alltagsweisheit lehrt es einen doch auch – so z.B. im Umgang mit Kindern. Denen alles durchgehen zu lassen – das schafft nicht gute Verhältnisse. Und nicht nur im Verhalten gegenüber Kindern ist das so, letztlich in Beziehungen unter Erwachsenen und im Alltag auch.

Aber: Welchen Unterschied aber macht unser Predigttext dann noch, wenn wir seine Reichweite so eingrenzen? Jesu Antwort lautete doch: „siebzimal siebenmal“ vergeben. Und das meint nichts anderes als grenzenlos oft zu vergeben!

Ich denke, das Gleichnis zeigt uns auf. Die Barmherzigkeit Gottes, wenn sie von uns ernstgenommen wird, verändert uns. Im Vaterunser direkt nach unserer Bitte an Gott um Vergebung uns gegenüber werden wir daran erinnert. „Vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ Diese Haltung, trotz Schuldanteil beim anderen gegenüber uns barmherzig zu sein, ist es, die im Alltag zu Versöhnung und Frieden führt. Es kann ja nicht sein, von anderen zu den eigenen Gunsten Barmherzigkeit zu erwarten und selber auf nichts als sein gutes Recht zu pochen.

IV. (Schmoeckel:)

Gott ist selber Recht, so sagt es der Sachsenspiegel, der berühmteste deutsche Rechtstext des Mittelalters. So wurde für die Einhaltung der Rechtsordnung geworben.

Eine Rechtsordnung, die mit unseren Wertevorstellungen korrespondiert und diese damit allgemein verbindlich macht, ist sicher ein hohes Gut der Gesellschaft. Das Recht muss alle binden können, selbst wenn es gegen ein Individuum geht. Erst dann kann es im Streit unparteiisch richten. Dieses gleichförmige Recht begründet das Vertrauen, auf welches Kommunikation und Handel aufbauen. Es macht ein Leben nach ethischen Regeln in vielfältiger Weise erst möglich, während im Bürgerkrieg der blutige Kampf ums tägliche Brot entstehen kann. Im Fall meiner Pleite kann ich daher nur erwarten, nach der Insolvenzordnung behandelt zu werden, nicht jedoch auf allseitigen Erlass meiner Schulden erwarten.

Natürlich hat die europäische Gesellschaft gelernt, dass die menschlichen Gerichte weder Wahrheit finden noch Gerechtigkeit schaffen können, selbst wenn sie sich dazu anstrengen. Weder gleichen menschliche Urteile die Schuld ganz aus, noch verdrängen sie ganz Rachegelüste. Dennoch: eine funktionierende Rechtsordnung ist die Grundlage unserer Zivilgesellschaft.

V. (Hauschildt:)

Aber Gott ist mehr. Das Recht ist jedenfalls nicht allein Gott. Gott ist der, der um alle Schuld weiß. Und wir können hinter den Mechanismen davon, dass schlechtes Verhalten immer mehr Unheil zeugt, Gottes Strafgericht vermuten. *Er* ist der, den wir um seine Barmherzigkeit bitten können. Darauf vertrauen wir – mit einem Vertrauen, das wir bei Jesus Christus sehen, seinem Leben, Sterben und Auferstehen. Gottes Barmherzigkeit macht seine Gerechtigkeit zum Wichtigsten für uns – und führt uns darauf, an einer Haltung miteinander festzuhalten, die die Kraft der Vergebung nicht vergisst – siebzimal siebenmal. Denn das bitten wir Vater, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Politische Macht als Dienerin Gottes: Röm 13,1-7

Prof. Dr Wolfram Kinzig

04.11.2018, 23. Sonntag nach Trinitatis

[EG 423,1: Herr, höre, Herr, erhöere]

Liebe Gemeinde,

Erinnern Sie sich noch? Im Juni wurden illegalen lateinamerikanischen Einwanderern an der Grenze zwischen Mexiko und den USA die Kinder weggenommen und diese zeitweise in Käfige eingesperrt, was in der ganzen Welt einen Aufschrei verursachte. Der US-Justizminister Jeff Sessions verteidigte diese Praxis mit den folgenden Worten: „Ich kann nur auf den Apostel Paulus verweisen und auf seine klare und weise Anordnung in Römer 13, die Gesetze der Regierung zu beachten, denn Gott hat die Regierung zu seinen Zwecken eingesetzt. Eine konsistente und faire Anwendung des Gesetzes ist aus sich selbst heraus moralisch gut. Das schützt die Schwachen und die Gesetzestreuen.“¹

Es ist bekannt, dass Sessions (wie andere Mitglieder der Regierung des Donald Trump) unter dem Einfluss des evangelikalen Predigers Ralph Drollinger stehen und sich unter seiner Leitung regelmäßig im Weißen Haus zu Bibelstunden versammeln.

Drollinger ist der Auffassung, Römer 13 liefere „klare Maßstäbe für Politiker“. Paulus lehre hier, „dass die staatliche Gewalt nicht ohne Grund das Schwert in Händen hält“.

Drollinger in einem Interview mit der Zeitung „Welt am Sonntag“ weiter: „Die wichtigste Verantwortung, die Gott den staatlichen Institutionen übertragen hat, besteht darin, einer gefallen Welt die Moral zurückzubringen, unter Anwendung von Stärke.“² Ist der Verweis der Trump-Regierung und ihres evangelikalen Bibelinterpreten auf Römer 13 als Rechtfertigung für ihre drakonischen Maßnahmen berechtigt? Oder allgemeiner gefragt: Können sich Regierungsvertreter in ihrem politischen Handeln heute darauf berufen, dass Gott sie „zu seinen Zwecken eingesetzt“ hat? Das ist die Frage, um die es heute gehen soll.

Um sie zu beantworten, lesen wir zunächst den biblischen Text, Römer 13, Verse 1-7 und singen dann die 4. Strophe aus EG 423.

¹ „I would cite you to the Apostle Paul and his clear and wise command in Romans 13, to obey the laws of the government because God has ordained the government for his purposes. Orderly and lawful processes are good in themselves. Consistent and fair application of the law is in itself a good and moral thing, and that protects the weak and protects the lawful.“ Zitiert nach <https://www.washingtonpost.com/news/acts-of-faith/wp/2018/06/14/jeff-sessions-points-to-the-bible-in-defense-of-separating-immigrant-families> (05.10.2018).

² Zit. nach <https://www.welt.de/kultur/article177746240/Diese-Bibelstelle-ist-der-Schluesel-zu-Trumps-Fluechtlingspolitik.html> (05.10.2018).

1 Jede Seele ordne sich überlegenen Herrschaftsmächten unter. Denn es gibt keine Herrschaftsmacht außer von Gott; die (Herrschaftsmächte) aber, die es gibt, sind von Gott angeordnet.

2 Demnach widersetzt sich, wer der Herrschaftsmacht widersteht, der Anordnung Gottes. Wer sich aber widersetzt, wird sich eine Verurteilung zuziehen.

3 Denn die Herrscher sind nicht ein Schrecken für die gute, sondern für die böse Tat.

Du aber willst die Herrschaftsmacht nicht fürchten? Tu das Gute, dann wirst du Lob von ihr empfangen.

4 Denn Gottes Dienerin ist sie, dir zum Guten.

Wenn du aber das Böse tust, fürchte dich! Denn nicht umsonst trägt sie das Schwert. Denn Gottes Dienerin ist sie, Vergelterin beim Strafurteil für den, der das Böse tut.

5 Darum ist es notwendig, sich unterzuordnen, nicht nur wegen des Strafurteils, sondern auch wegen des Gewissens.

6 Deswegen zahlt auch Steuern! Denn Gottes Gehilfe ist, wer eben dies einfordert.

7 Gebt allen, was ihr (ihnen) schuldet: dem einen den schuldigen Tribut, dem anderen den schuldigen Zoll, dem dritten den schuldigen Respekt und (wieder) einem anderen die schuldige Ehrerbietung.

[EG 423,4]

Unser Predigttext ist aus vielerlei Gründen schwierig: Er ist in seiner Kürze fast telegrammstilartig und schon darum nicht leicht zu verstehen.³ Der Text hat aber auch eine ebenso reiche wie problematische Auslegungsgeschichte. Ich kann das nur andeuten. Die Lutherbibel übersetzt bis heute den ersten Vers folgendermaßen:

„Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott angeordnet.“

Die Übersetzung des griechischen Wortes *exousía* mit „Obrigkeit“ zieht eine Fülle von Assoziationen nach sich, die heute eher an den preußischen Obrigkeitsstaat erinnern als an das, was hier gemeint ist. Darum habe ich in meiner Übersetzung das etwas sperrige Wort „Herrschaftsmacht“ gewählt.

So oder so: Es ist unmittelbar deutlich, dass Paulus eine hierarchische Ordnung vor Augen hat. Es gibt ein ‚unten‘, das ist „jede Seele“, und damit meint Paulus: alle Menschen. Und es gibt ein „oben“, das sind eben jene Herrschaftsmächte. Sie sind von Gott zu ihrer Herrschaftsausübung autorisiert. Es geht also nicht um jede beliebige Herrschaft, sondern nur um solche Herrschaft, die über die göttliche *exousía* verfügt. Alles andere ist Scheinherrschaft. Wer sich dieser göttlich

³ Vgl. zum Ganzen jetzt Michael Wolter, Der Brief an die Römer, Teilband 2: Röm 9-16, Göttingen 2018 (Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament VI/2), S. 306-329.

legitimierten Herrschaftsmacht widersetzt, widersetzt sich Gott und wird bestraft, Wohlverhalten hingegen wird belohnt. Paulus gibt dann einige Hinweise, was er damit meint: Steuern und Abgaben zu zahlen – auch Steuerbeamte sind „Gottes Gehilfen“ – und Respekt und Ehrerbietung zu erweisen.

[EG 423,6]

Ich komme noch einmal auf den Text des Paulus zurück: Der Apostel ist der Auffassung, dass man gegenüber der von Gott eingesetzten Herrschaft ein bestimmtes „staatsbürgerliches Verhalten“ an den Tag legen muss. Aber Paulus geht noch einen Schritt weiter: Er nimmt nämlich nicht nur das Verhältnis von Christen und irdischer Herrschaft in den Blick, sondern die Sphäre des christlichen Handelns *insgesamt*. Denn es wird nicht nur Widerstand gegen die Herrschaft bestraft, sondern das Tun des Bösen *überhaupt*, während das Tun des Guten Lob erfährt. Etwas später spricht Paulus vom „Gewissen“, um dessentwillen man sich unterordnen müsse. Hier tritt zu der *äußeren* Dimension der Strafe oder Belobigung durch die Herrschaftsmächte eine *innere* Instanz in uns Menschen hinzu: Wir sind selbst in der Lage zu beurteilen, ob wir gut oder böse handeln, und dieses innere Urteil wirkt offenbar noch schwerer als das äußere Strafurteil.

Was der Apostel mit dem „Bösen“ und dem „Guten“ konkret meint, wird von ihm hier nicht näher erklärt. Im Zusammenhang des Römerbriefs ist aber deutlich: Es geht nicht nur um Steuerzahlungen und staatsbürgerliches Wohlverhalten, sondern ganz allgemein um sittliches Handeln (welches ja durch behördliche Anordnungen und Gesetze keineswegs umfassend reguliert wird). Denn unmittelbar zuvor, in Kap. 12,9-21, hatte der Apostel das genannt, was von den Christen erwartet wird:

9 Die Liebe sei ohne Falsch. Hasst das Böse, hängt dem Guten an.

10 Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor.

11 Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brennend im Geist. Dient dem Herrn.

12 Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, beharrlich im Gebet.

13 Nehmt euch der Nöte der Heiligen an. Übt Gastfreundschaft.

14 Segnet, die euch verfolgen; segnet, und verflucht sie nicht.

15 Freut euch mit den Fröhlichen, weint mit den Weinenden.

16 Seid eines Sinnes untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch zu den niedrigen. Haltet euch nicht selbst für klug.

17 Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Seid auf Gutes bedacht gegenüber jedermann.

18 Ist's möglich, soviel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden.

19 Rächt euch nicht selbst, meine Lieben, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes [...].

20 Vielmehr, »wenn deinen Feind hungert, so gib ihm zu essen; dürstet ihn, so gib ihm zu trinken.« (Sprüche 25,21). [...]

21 Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. [Übersetzung: Lutherbibel 2017]

[EG 423,7]

Nächstenliebe, gegenseitige Hilfe, Gastfreundschaft, Eintracht, Demut, Friedfertigkeit, Verzicht auf Rache. *Dieses* Tun des Guten ist es, welches die von Gott eingesetzte Herrschaftsmacht belohnt. Das heißt aber im Umkehrschluss auch: Nur *wenn* die Herrschaftsmacht so handelt, ist sie *tatsächlich* von Gott beauftragt. Paulus deutet dies in Vers 4 vorsichtig an: *Wenn* die Herrschenden Gottes Diener sind, *dann* handeln sie „dir zum Guten“ – andernfalls offensichtlich nicht. Dann kann Macht auch dämonisch werden. Dann verlieren die Machthaber ihre göttliche Legitimation.

In den letzten zweitausend Jahren, seit Paulus diese Zeilen niederschrieb, haben sich die Verhältnisse grundlegend gewandelt. Bis in die Neuzeit hinein lebten die Menschen in Europa in Staaten mit monarchischen Obrigkeiten. Im römischen Reich, im Feudalismus hatte die Mehrheit der Bevölkerung wenig oder gar keinen Spielraum zur politischen Mitwirkung. Das hat sich bekanntlich erst mit der Durchsetzung des demokratischen Staatsmodells in den letzten gut zwei Jahrhunderten geändert. Herrschaft ist danach nicht mehr dynastisch oder durch Gottesgnadentum legitimiert, sondern durch das Volk. *Wir* bestimmen darüber, wer uns regieren soll.

Es ist eine der großen Errungenschaften der Aufklärung, dass man erkannt hat, dass das Gemeinwohl („dir zum Guten“) dann besser gefördert wird, wenn man davon ausgeht, dass die Herrschaftsmacht *allen* Staatsbürgerinnen und -bürgern übertragen ist, die diese dann an bestimmte, besonders qualifizierte Personen in einem Wahlakt delegieren. Das Bundesverfassungsgericht hat sich dazu vor einigen Jahren in bemerkenswerter Weise geäußert. „Jedes Handeln staatlicher Organe oder Organisationen“ erfolgt „in Wahrnehmung ihres dem Gemeinwohl verpflichteten Auftrags“. Und weiter: „Während der Bürger prinzipiell frei ist, ist der Staat prinzipiell gebunden.“ Der Staat handelt, so das Gericht, „in treuhänderischer Aufgabenwahrnehmung für die Bürger und ist ihnen rechenschaftspflichtig.“⁴

Daraus folgt, dass die jeweilige Regierung *als solche* nicht von Gott, sondern von uns, den Wählerinnen und Wählern, beauftragt ist. Staat sind wir alle. *Wir alle* sind von Gott mit einer besonderen „Herrschaftsmacht“ ausgestattet, unser Leben in vernünftiger Weise so zu regeln, dass alle an den Ressourcen angemessen

⁴ BVerfG, Urteil vom 22. Februar 2011 – 1 BvR 699/06 – Rn. 47f; download unter: https://www.bundesverfassungsgericht.de/SharedDocs/Entscheidungen/DE/2011/02/rs20110222_1bvr069906.html (13.10.2018).

partizipieren können. Dazu bedarf es einer Rechtsordnung, die das Tun des Guten belohnt und das Tun des Bösen bestraft.

Heißt das also, dass Römer 13 obsolet ist? Die Antwort lautet: Nein und Ja.

Nein, denn Amtsträgerinnen und -träger sind keine *göttlich* legitimierten Herrschaftsmächte, sondern ihre Macht ist ihnen von *uns* übertragen.

Ja allerdings, weil Ordnung als solche notwendig ist, damit die Welt nicht im Chaos versinkt. Nicht zufällig benutzt Paulus in Vers 1 das Verb *tássō*, das eigentlich heißt: „ordnungsgemäß aufstellen“. Das verwandte Substantiv *táxis* meint die „Ordnung“.

Die Heilige Schrift bezeugt uns allenthalben, dass Gott die Welt geordnet hat. Damit beginnt bereits das erste Buch der Bibel. Am Anfang ist die Erde wüst und leer – das berühmte „Tohuwabohu“, bis Gott durch die Scheidung von Licht und Dunkelheit und durch die Schaffung des Firmaments beginnt, das Chaos zu ordnen (Gen 1,1-8).

Mit göttlicher Ordnung endet die Bibel auch: Denn in der Johannesapokalypse ist es eine Polis, eine Stadt, die sich am Ende herniedersenkt. Hier wird nun Herrschaft überhaupt nicht mehr übertragen, sondern von Gott selbst ausgeübt:

1 Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.

2 Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann.

3 Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden seine Völker sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein;

4 und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. [Übersetzung: Lutherbibel 2017]

[EG 423,10]

Noch sind wir nicht so weit. Noch müssen wir selbst Herrschaft organisieren. Nicht mehr monarchisch, sondern demokratisch. Das Logo unserer Universität zu ihrem Jubiläum trifft die Veränderung der Lage sehr gut:

„Wir“ – das meinte ursprünglich Friedrich Wilhelm III., „von Gottes Gnaden König von Preußen“ in der Stiftungsurkunde unserer Universität.

„Wir – seit 200 Jahren“ – das meint nunmehr alle Angehörigen der Universität und letztlich alle mündigen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger.

Bei uns Christen geht es aber um noch mehr: Der christliche Auftrag zur Nächstenliebe, worin Paulus das Tun des Guten sieht, transzendiert nationales Denken, er richtet sich auf *alle* Menschen. Wir Christen müssen darum unsere Stimme erheben, wenn staatliche Amtsträger ihr Handeln national oder gar nationalistisch

verengen und dadurch unseren Nächsten, gleich welcher Staatsbürgerschaft, Schaden zufügen. Das war in dem eingangs zitierten Beispiel offensichtlich der Fall: Christen müssen laut protestieren – und sie tun dies auch –, wenn – so wie in den USA – Kinder von staatlichen Behörden eines demokratischen Landes von ihren Eltern getrennt werden. Die Politik eines Donald Trump und eines Jeff Sessions kann man von Römer 13 her nicht rechtfertigen.

Wir Christen tun dadurch das Gute, dass wir die Gesetze achten und die Herrschenden in ihren Ämtern respektieren, aber auch dadurch, dass wir die Herrschenden dazu ermuntern, Gesetze weiterzuentwickeln oder gar abzuschaffen und das Handeln der Herrschenden kritisch an diesen Gesetzen prüfen. Dabei haben wir stets die im Blick, die unserer Hilfe bedürfen. Wir sind auf Gutes bedacht gegenüber jedem Mann und jeder Frau und haben mit *allen* Menschen Frieden. Wenn wir so handeln, muss uns um Gottes Strafurteil nicht bange sein.

Amen.

[EG 423,11]

Sich einklagen bei Gott: Hi 10,1-7

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

11.11.2018, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres

Liebe Gemeinde,

die Passion Christi, sein Leben, Leiden und Sterben, wir sind gewohnt, dieses Geschehen, das wir aus der Ferne hören, als Zeitenwende im Leben der Menschheit anzusehen, jedenfalls in unserem Kulturkreis, den viele weiterhin das Christliche Abendland nennen, eine Zeitenwende, die aber schon längst nicht mehr allgemein akzeptiert wird; man spricht jetzt oft von v.u.Z., vor unserer Zeitrechnung – und mancher, der noch die Diktion vor und nach Christi Geburt benutzt, weiß gar nicht zu sagen, warum Christus eine Zeitenwende für die Welt bedeutet, die noch mit Christus rechnet.

Man muss früher ansetzen, um sich die Besonderheit zu erklären, die mit Christus in die Welt gekommen ist. Von Jeremia war eingangs dieser Predigtreihe die Rede und davon, dass die Vermittlung von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit auch schon im 2. Jahrtausend vor Christus nach Ausdrucksformen suchte, – und Psalm 90, der Psalm für diese Woche, geht weitere Schritte im Nachdenken der Menschen über Gott; als Schöpfer und als Zuflucht wird er im Gebet angerufen, aber auch als der Unvergängliche gegenüber menschlicher Vergänglichkeit angebetet. Und erst recht der Bibeltext aus dem Hiob-Buch, der für heute in der Bonner akademischen Predigtreihe vorgeschlagen ist, markiert einen Schritt in eine neue, eine andere Zeit: Ein mutiger Mensch kämpft mit Gott um seinen Freispruch – oder vielmehr: gegen seinen Schuldspruch.

Alles scheint gegen ihn zu sprechen: Er hat so viel Leid erfahren: Das kann nur auf sein eigenes schuldhaftes Verhalten zurückzuführen sein, denken seine Mitmenschen, aber hören Sie seine eigenen Worte voller Empörung:

Hiob 10, 1-7

Mich ekelt mein Leben an. Ich will meiner Klage ihren Lauf lassen und reden in der Betrübnis meiner Seele und zu Gott sagen: Verdamme mich nicht! Lass mich wissen, warum du mich vor Gericht ziehst.

Gefällt dir's, dass du Gewalt tust und verwirfst das Werk deiner Hände und dein Licht leuchten lässt über den Plan der Frevler?

Hast du denn Menschaugen, oder siehst du, wie ein Sterblicher sieht?

Oder ist deine Zeit wie eines Menschen Zeit oder deine Jahre wie eines Mannes Jahre, dass du nach meiner Schuld fragst und nach meiner Sünde suchst, wo du doch weißt, dass ich nicht schuldig bin und niemand da ist, der aus deiner Hand erretten kann?

Unerhört! Ja, wirklich: Un-erhört sind diese Worte. Da ist keine Antwort Gottes zu hören. Da schreibt, ja da schreit einer, der schwer unter seinem Schicksal leidet, sich völlig allein gelassen fühlt in seinem Elend. Er kennt die üblichen Antworten seiner Mitmenschen, die nach jedem Schicksalsschlag neu aufgelegt werden, Argumente, die ihm seine Freunde in ihren klugen Reden vor die Füße schütten: Wer ein so schweres Schicksal erleidet, wer seinen Besitz, seine Kinder, seine Gesundheit verliert, der muss es irgendwie selbst verschuldet haben. Sie sind in Kausalitäten verliebt, die Menschen, die Freunde, die Hiob begleiten und beurteilen, wie alle Menschen bis heute, auch ich! Ach du? Klare Erklärungen beruhigen, im privaten wie im öffentlichen Leben, gerade weil es so viel Unerklärliches gibt, im Himmel und auf Erden.

Und die Geschichte, die dieser Klage, diesem Angriff auf das gewohnte Gottesbild als Mantel hinzugefügt, ja übergelegt wird, – in den ersten und letzten Kapiteln des Hiob-Buches, jenes bizarre Vor- und Nachspiel im Himmel, es ist vermutlich nachträglich der Klage Hiobs, des von Gott Verlassenen, hinzugefügt worden; diese Rahmenhandlung malt den Teufel als Versucher an die Wand und Gott als den allmächtigen, aber etwas törichten Alleinherrscher im Himmel malt sie aus, um Gott zu entschuldigen, nein: um das Bild, dass sich die Menschen von Gott machen wollen, zu rechtfertigen.

Dabei lässt sich hier rein gar nichts beschönigen: Das unverschuldete, un begründbare Unglück des Einzelnen nicht, genauso wenig wie das Unglück der Völker, dessen wir in diesen Tagen voller Grauen gedenken, mühsam gedenken zwar als Nachgeborene, aber doch gedenken müssen: 100 Jahre Ende des 1. Weltkriegs, eine Katastrophe der Menschheit ging endlich zu Ende, nach unzähligen Menschenopfern – und es waren so viele, auch tief denkende Menschen, die sich zum Glauben an Christus bekannten, und sie waren Fürsprecher, wenn nicht Anstreiber, so doch Rechtfertiger dieses Krieges. Wie war das möglich, dass auch führende Wissenschaftler, auch der bekannteste christliche Theologe seiner Zeit in Deutschland sich für den Krieg gegen Frankreich aussprachen? Und wie war es möglich, dass dieser erste Krieg einen zweiten hervorbrachte, der die Welt noch weiter verwüstete? Spricht das nicht gegen unsere Lehren, gegen unseren Glauben an einen Gott, der wie ein Vater Gerechtigkeit als Barmherzigkeit ausgestaltet? Es sind so viele unschuldig gestorben, was soll man dazu sagen?

Können wir, die wird über 70 Jahre Frieden in Mitteleuropa erleben dürfen, dazu überhaupt etwas sagen, außer zu klagen gegen einen Gott, der so etwas zugelassen hat? Müssten wir nicht schreien wie Hiob?

Liebe Gemeinde in der Schloßkirche,
mit einem solchen Gottesbild kann die Menschheit nicht leben, mit einem un gerechten Richter, einem Willkürherrscher. Ein solches Gottesbild rechtfertigt die leidvollen Verhältnisse, und zwar gerade die Verhältnisse, für die die Menschen

selbst verantwortlich sind, die uns bedrohen und uns letztlich auslöschen werden.

Und eben deshalb ist das Gottesbild des Jesus von Nazareth der entscheidende Fortschritt auf dem Weg zu einer globalen Sozialkultur, wenn er denn gegangen würde: Gott als der Vater, der als Grundzug seiner Gerechtigkeit nicht den Ausgleich in den Raum stellt – wie Du mir, so ich Dir, oder: allen das Gleiche, oder jedem nach seiner Leistung – , sondern Barmherzigkeit als Grundzug jeder gerechten Ordnung zur Geltung bringt. Jesus erzählt von Gott als dem Gütigen und Barmherzigen mit und gegen alle menschlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit. Das berühmte Gleichnis vom gütigen Weinbergsbesitzer aus Matthäus 20 darf in dieser Predigtreihe **„Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Gotteseigenschaften und globale Sozialkultur“**, ganz gewiss nicht fehlen, und es steht zurecht fast am Ende der Reihe: Gott, der Weinbergsbesitzer, der am Ende des Tages zu einem Arbeiter, der über Ungleichbehandlung klagt, sagt: „Was siehst du scheel, dass ich so gütig bin“, ich gebe doch nur allen das Nötige, das sie zum Leben brauchen.

Und zugleich müssen wir sagen im Blick auf 2000 Jahre Geschichte des Christentums: Dieses Bild von Gott als barmherzigem Vater aller Menschen überfordert die Menschheit offenbar immer wieder: Barmherzigkeit als Grundlage von Gerechtigkeit, davor hat der Mensch anscheinend Angst, er verdrängt alle Geschichten, die vom großen Wert der Barmherzigkeit erzählen.

Selbst die Tradition des Martin von Tours, des Heiligen Martin, der seinen Mantel mit einem Bedürftigen teilte, gerät in den Hintergrund hinter all die verzerrten Grimassen der Clowns und Kürbisköpfe an Halloween, als ließe sich die Angst des menschlichen Herzens mit Schreckensbildern leichter austreiben, als mit Bildern der Güte besänftigen.

Um dieser von Gott in Christus empfohlenen, aber so schwer zu begreifenden und nur mühsam zu praktizierenden Barmherzigkeit willen können wir Bonner uns glücklich schätzen, dass auch in diesem Jahr mit einem großen, eindrucksvollen Martinszug für barmherziges Teilen als Lebensgrundlage geworben – und dass diese Botschaft auch den kleinen Kindern mit Laternen und Lampions nahegebracht wird (Insgesamt über 50 Martinszüge allein im Bonner Stadtgebiet).

Vielleicht sind auch die Martinszüge eine Form, sich bei Gott einzuklagen, eine Bittprozession, dass Gott die unbestechliche, aber letztlich ängstlich-unbarmherzige Gerechtigkeit des Menschen mit seiner Barmherzigkeit unterfange, auch wenn er dafür Hohn und Spott erleiden muss, wie Jeremia im zerstörten Jerusalem und wie Jesus, der Christus seit Golgatha.

Und vielleicht ist es in dieser eigenartigen Lage der Menschheit noch das Beste, dass die Rheinländer versuchen, die geringe Bereitschaft und Fähigkeit der Men-

schen zur Barmherzigkeit mit Spott zu kommentieren – und eine fünfte Jahreszeit feiern, Karneval oder im Süden Fasnet, die Jahreszeit der Selbstironie, (die vom Rathaus-Markt seit 11 Uhr 11 herüberklingt).

Es hat mich in diesem Zusammenhang sehr fröhlich angerührt, als ich bei meinem Oktoberausflug nach Sachsen an der Wiege der Vorfahren meines Vaters, im kleinen Ort Reinhardtsdorf, direkt an der böhmischen Grenze in der sächsischen Schweiz einen Werbezettel sah: Reinhardtsdorfer Karnevals-Club – und erfuhr, dass auch an der Elbe diese selbstironische Praxis des Karnevals einen Ort hat. So wird uns das Land Sachsen zurzeit öffentlich nicht nahegebracht. Aber gerade deshalb möchte ich doch noch eine persönliche Notiz anfügen, weil sie erzählt, wie über zwei Jahrtausende nach Hiob manche Wirtschaftsleute wie Hiob sich da und dort darum bemühten, Gottes Barmherzigkeit als bestimmende Kraft ihres Denkens und Handelns zu bestätigen, indem sie sie betätigen (Motive von Stiftern).

Es lebte einmal in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Mühlenbesitzer und Holzhändler in eben jenem kleinen Ort Reinhardtsdorf in Südostsachsen, der hatte sein Geschäft und sein Dorf in der Zeit der Napoleonischen Kriege 1806 vor der Plünderung durch die französischen Truppen gerettet, weil er sich dem befehlshabenden Offizier durch einen bestimmten Händedruck als Freimaurer zu erkennen gegeben hatte. Das war in der Zeit revolutionärer Christenverfolgungen in Frankreich auch in Deutschland ein kluges Verhalten. Dieser Vorgang hatte ihm, dem Holzhändler und Ratsherrn Johann Gottlob Hering, den Beinamen „Franzosen-Hering“ eingetragen.

Dieser Kaufmann war offenbar durch die Heimsuchungen der Kriegszeit und des industriellen Umbruchs verschont geblieben oder er ist danach wieder zu Gut und Ansehen gekommen, wie Hiob am Schluss des biblischen Buches Hiob. Jedenfalls ließ er auf seine alten Tage, er war damals Mitte 60, 1835, vier Jahre vor seinem Tod ein Buch drucken, in Pirna, nahe Dresden, in dem er viele kluge Gedanken über Gott und die Welt zusammengetragen hatte. Und im Mittelpunkt seiner Gedanken stand, was er für die zentrale Idee des Christentums hielt: „Die Liebe zu dem einzigen unsichtbaren Gott und gegenüber allen Menschen als Kinder einer großen Familie“.

Liebe Gemeinde in der Schloßkirche,
Hiob habe ich über diese Gedanken zu St. Martin, zum Karneval und die Sächsische Schweiz nicht aus den Augen verloren, er ist geradezu der Prototyp des modernen Menschen, der sich mit Gott kritisch auseinandersetzt und über eigenes und dann auch über fremdes Leid klagt und Gott wegen Ungerechtigkeit und des Leids der Unschuldigen anklagt, wenn er, dieser moderne Mensch, überhaupt noch einen Gott zu erkennen, geschweige denn anzuerkennen vermag.

Viele unserer Mitbürger verschwinden einfach in der Konfessionslosigkeit, inzwischen ein Drittel aller Menschen in Deutschland, Gott – was ist das?

Die Kraft aber, die seit der Zeitenwende immer wieder Menschen herausfordert und zum Glauben an Christus bringt, ist eben jene „Liebe zu Gott als Vater und deshalb auch zu allen Menschen als Kinder einer großen Familie.“

Der Grundsatz römischer Herrscher „Teilen und Herrschen“ wird abgelöst durch den Grundsatz der Christen „Teilen und Helfen“.

Eine solche durch und durch riskante Praxis aber – Helfer werden ausgenutzt, missbraucht, ermordet – braucht die Bestärkung durch die Verbindung mit Geschwistern im Geist des Gottes der Barmherzigkeit in Gemeinden und diakonischen Einrichtungen, in Schulen und Fakultäten, in Ordensgemeinschaften wie Johannitern, Maltesern, Salesianern ... und wen immer Sie sonst noch kennen und nennen würden.

Wir alle brauchen die gegenseitige Ermutigung zu einem Leben im Namen des Gottes, dessen größere Gerechtigkeit Barmherzigkeit ist.

Zu einem solchen Leben gebe uns Gott die Kraft und den Mut.

Amen.

Handeln an Menschen als Handeln an Gott: Mt 25,31-46

Prof. Dr. Cornelia Richter

zusammen mit stud. theol. Arne Claßen, Anne Kierdorf und Leonie Brujmann

18.11.2018, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

Liebe Gemeinde,

so richtig erbaulich ist das nicht, was wir bisher gehört und gesungen haben. Der Richterstuhl Christi im Wochenspruch, das Warten auf Weltgericht und Wiederkunft Christi in den beiden Liedern, und in der Lesung aus Jeremia die Klage Jahwes über das selbstherrlich vor sich hin lebende Volk. Das Feuer, mit dem Gott kommen und nicht länger schweigen wird. Sondern uns zur Rede stellen und sein Urteil sprechen wird. Dereinst, am Tag des Herrn. Und ich fürchte, es wird auch mit unserem Predigttext nicht sehr viel erbaulicher. Auch hier geht es um das Gericht in klaren und unmissverständlichen Worten. Trotzdem – oder eher: Gerade deshalb? Trotzdem oder gerade deshalb ist es einer der berühmtesten und beliebtesten Texte des Neuen Testaments. Hören wir Mt 25, 31-46:

31 Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sich setzen auf den Thron seiner Herrlichkeit, 32 und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken scheidet, 33 und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken.

34 Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt! 35 Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mir zu trinken gegeben. Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen. 36 Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich gekleidet. Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Ich bin im Gefängnis gewesen und ihr seid zu mir gekommen.

37 Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben? Oder durstig und haben dir zu trinken gegeben?

38 Wann haben wir dich als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen? Oder nackt und haben dich gekleidet? 39 Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen? 40 Und der König wird antworten und zu ihnen sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

41 Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: Geht weg von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! 42 Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir nicht zu essen gegeben. Ich bin durstig

gewesen und ihr habt mir nicht zu trinken gegeben. 43 Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich nicht aufgenommen. Ich bin nackt gewesen und ihr habt mich nicht gekleidet. Ich bin krank und im Gefängnis gewesen und ihr habt mich nicht besucht.

44 Dann werden auch sie antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich hungrig oder durstig gesehen oder als Fremden oder nackt oder krank oder im Gefängnis und haben dir nicht gedient? 45 Dann wird er ihnen antworten und sagen: Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem von diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan. 46 Und sie werden hingehen: diese zur ewigen Strafe, aber die Gerechten in das ewige Leben.

Ob mit dem Propheten Jeremia oder mit unserem Predigttext: Der Tag des Gerichts, der Tag an dem der Menschensohn kommt, ist ein Tag, für den uns die biblischen Texte ein zutiefst unattraktives Endspiel menschlichen Lebens vor Augen stellen: Wenn der Menschensohn kommt, dann ist jede menschliche Routine erschüttert, dann stehen wir nackt und ungeschützt vor Gott, dann sind wir mit der Endgültigkeit transzendenten Lebens konfrontiert. Was ist das für eine Vorstellung? Für die einen ist sie ohne Zweifel schaurig, entsetzlich, furchterweckend. Denn wer wird bestehen können vor dem Richterstuhl Christi? Für manche unter uns mag es gar fraglich sein, weshalb wir heute überhaupt noch über das Gericht predigen. Weshalb wir die Vorstellung des richtenden, machtvoll eingreifenden Gottes nicht endgültig in den Archiven der Kirchen- und Theologiegeschichte versinken lassen. Und wenn wir schon dabei sind, dann sollten wir Allmacht und Sünde auch gleich noch hinterdrein werfen, mitsamt dem gesamten metaphysischen Plunder der alten und mittelalterlichen Kirche. Denn steht im Zentrum unseres Glaubens nicht der liebende und vergebende Gott? Der Gott, der uns anerkennt, so wie wir sind, mit all unseren Fehlern und Irrtümern. Wer den Text so hört, wird sich leichter tun mit den anderen Versen. Mit den Versen, die ganz handfest und konkret schildern, wann wir das christliche Ideal am besten erfüllen: Wenn wir Hungernden zu essen und Durstigen zu trinken geben, wenn wir die Fremden aufnehmen, die Nackten kleiden, Kranke und Straftäter besuchen. Tätiges Christentum, von Jesus vorgelebt, weil das Handeln an Menschen zugleich Handeln an Gott ist. Wer um alles in der Welt sollte die Gerichtsrede noch hören wollen?

Die Antwort ist einfach. Die anderen. Für die anderen ist sie genau richtig – denn in diesen Texten wird endlich einmal abgerechnet. In diesen Texten wird endlich nichts mehr beschönigt und unter den Teppich gekehrt: Am Tag des Gerichts wird endlich gesagt, was ist. Am Tag des Gerichts wird endlich Recht gesprochen. Dann wird Gewalt endlich gesühnt. Das Unrecht aufgehoben. Was für eine Genugtuung! Denn es gibt sie, diese Geschichten von brutaler Gewalt:

Clußen: Auf unserer Exkursion in Äthiopien durften wir mit vielen unterschiedlichen Menschen sprechen. Besonders beeindruckt hat mich dabei Blen Sahilu. Ih-

re Geschichte beginnt, nachdem eine 20jährige Frau von mehreren Männern vergewaltigt und ausgesetzt wurde, und anschließend an den ihr zugefügten Verletzungen verstarb. In der Zeitung wurde dieses Verbrechen nur mit einer Randnotiz bedacht.

Wer, außer den Tätern, Mitläufern und Gleichgültigen, würde da nicht aufbegehren wollen? Wer würde nicht Gerechtigkeit einfordern? In wem würde nicht die Wut hochkochen angesichts der Opfer sexueller Gewalt? Angesichts sexueller Gewalt an Frauen und Männern und Kindern, in Äthiopien ebenso wie in Deutschland, in stadtbekanntem Problemvierteln ebenso wie im gutbürgerlichen Haushalt und nicht zuletzt, es ist wirklich zum Verzweifeln, – in unserer Kirche selbst. Sexuelle Gewalt ist kein Kavaliersdelikt. Sie verletzt nicht nur die leibliche Unversehrtheit eines Menschen. Sexuelle Gewalt missbraucht auch die schöpfungsmäßig gegebene Lebenskraft. Man kann schon verstehen, wenn Menschen in ihrer Wut und in ihrem Schmerz nach Vergeltung rufen und schreiend Rache fordern. Genau deshalb, liebe Gemeinde, brauchen wir unsere Gerichtstexte.

Unsere biblischen Texte nehmen diesen Schrei ernst. Sie nehmen ihn auf. Sie lassen ihn laut werden. Sie fassen ihn in Worte, sie setzen ihn in bildhafte Rede, im Alten ebenso wie im Neuen Testament. Biblische Texte sprechen von Gerechten und Ungerechten, sie sprechen von Schuld und Strafe, sie stellen Bilder von ewiger Strafe und ewigem Leben vor Augen. Nur ein Bild wird uns nicht vor Augen gestellt: Es geht nicht um menschliche Rache. Die biblischen Texte ermächtigen keinen Menschen zur Vergeltung der Schuld. Wer als Mensch die Hand erhebt, wer als Mensch seiner Wut freien Lauf lässt, wer als Mensch meint, das letzte Urteil zu sprechen, der maßt sich im Gegenteil göttliche Macht an. Das letzte Urteil steht uns nicht zu. Das letzte Urteil ist Gottes Wort. Deshalb kommt Gott mit Macht, deshalb wird er die Mächtigen vom Thron stürzen und die Niedrigen erhöhen (vgl. Lk 1, 52). Denn mein ist die Rache (vgl. Dtn 5, 32.35), spricht der Herr. Genau deshalb brauchen wir unsere Gerichtstexte. Umso mehr als das Gericht als zukünftiges Gericht vor Augen gestellt wird. Es geht nicht um das Hier und Jetzt. Es geht nicht darum, aktuelle Vergeltungsmaßnahmen zum Gericht Gottes zu erklären. Sondern es geht um eine Vorstellung, die unsere konkrete Vorstellung übersteigt. Es geht um eine Vorstellung, die uns ans Ende der Zeiten führt. Bis dahin müssen wir andere Mittel und Wege finden, um mit dem Unrecht umzugehen. Bis dahin sind wir an unser Handeln gebunden – und es ist gut, wenn wir es uns als ein Handeln an Gott vorstellen. Hören wir also, wie Blen Sahilus Geschichte weitergeht:

Clußen: Blen Sahilu stieß eine öffentliche Debatte an über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die diese Gleichgültigkeit ermöglichten. Sie setzte sich ein für eine Strafverfolgung im Rahmen der Gesetze und gegen die Forderung nach einer Todesstrafe für mutmaßliche Beteiligte, deren Rolle bei diesem Verbrechen nicht geklärt werden konnte. Blen Sahilu begann, sich für Menschenrechte zu en-

gagieren. Außerdem engagierte sie sich für Journalisten, die aufgrund ihrer regimekritischen Berichterstattung im Gefängnis saßen, besuchte diese vor Ort und berichtete über deren Schicksal. Dadurch gerieten sie und ihre Familie selbst in den Blickpunkt der Regierung. Einer der Beweggründe, die Blen zu ihrem Engagement veranlassten, war das Gefühl, dass es im Leben nicht nur auf sich selbst ankommt und dass sie trotz der scheinbaren Wirkungslosigkeit des eigenen Handelns das Richtige tun wollte. Blen ist aus der Kirche ausgetreten, weil sie nicht für eine Institution eintreten wollte, die diese Missstände normalisiert und damit das System des Unrechts zumindest implizit unterstützt.

Keine Rache, keine Vergeltung. Sondern nur dies: Das Aufbegehren gegen die Gleichgültigkeit. Das Eintreten für die öffentliche Debatte, die Arbeit gegen das schweigende sich-Einrichten im Alltag. Das ist auffällig, weil die Geschichte aus Äthiopien ein Motiv in sich trägt, das in der biblischen Gerichtspredigt häufig zu finden ist. Bei Jeremia heißt es: „Es gibt niemand, dem seine Bosheit leid wäre und der spräche: Was hab' ich doch getan! Sie laufen alle ihren Lauf wie ein Hengst, der in der Schlacht dahinstürmt.“ Und in unserem Predigttext bei Matthäus werden die zur Rechten dafür ausgezeichnet, dass sie dem König gedient haben, ohne es selbst zu merken. Indem sie getan haben, was halt nötig war: zu essen und zu trinken geben. Sie werden dafür ausgezeichnet, dass sie in ihrem Alltag aufmerksam waren, dass sie nicht einfach so dahin gelebt haben.

Noch ein zweiter Punkt ist auffällig: Obwohl es um das letzte Gericht geht, obwohl es um Schuld und das Unterlassen von Hilfe geht, geht es irgendwie nicht direkt um die eine und einzigartige, große moralische Tat, an der wir gemessen werden. Ja, noch mehr, es ist nicht einmal die moralisch verwerfliche Tat selbst, an der wir gemessen werden. Also: irgendwie schon, weil es ja Kriterien gibt, wo wir gefehlt haben. Aber irgendwie auch nicht. Denn bei Jeremia werden wir daran gemessen, ob wir Reue empfinden. Mit unserer moralischen Unzulänglichkeit scheint Gott also zu rechnen. Er scheint uns zu kennen als die Schafe, die wir halt so sind. In diesem Sinne sind wir also sogar in der harten Gerichtspredigt tatsächlich anerkannt als diejenigen, die wir eben sind. Aber in Frage steht, wie wir uns in unserem Alltag einrichten – das gilt für Jeremia wie für Lukas. Und über sie hinaus ist das der Tenor der Jesus-Überlieferung: Er hat sich den Sündern zugewandt, nicht um sie ein für alle Mal zu verurteilen. Sondern um sie aufmerksam zu machen auf ihr Tun, um Buße und Umkehr zu ermöglichen. In Frage steht, ob wir den Alltag in uns selbst verstrickt durchleben oder ob wir aufmerksam sind für das, was um uns herum geschieht. Und zwar in den elementaren Dimensionen menschlichen Lebens: Körperliche Unversehrtheit, Hunger und Durst.

Kierdorf: Gleich am ersten Tag - morgens waren wir noch aus dem Flugzeug gestiegen - waren wir bei Itash zum Mittagessen eingeladen. Itash wohnt mit ihrem Mann und mehreren Kindern im sehr ärmlichen Slum in einem ein-Zimmer-„Haus“. Hinter dem Wohn- und Schlafräum ist noch die „Küche“ wo sie jeden Tag

mehrere hundert äthiopische Fladenbrote, Injera, backt, von dessen Verkauf die Familie lebt. Da saßen wir also mit zwölf Studenten und zwei Dozenten u.a. auf ihrem Bett, denn schnell waren all ihre Stühle besetzt. Es gab das traditionelle äthiopische Essen, Injera mit verschiedenen Soßen, was natürlich mit den Fingern gegessen wurde, und zwar gab es reichlich davon. Der Kontakt zu ihr kam über unseren Dozenten Dr. Andrew DeCort, der in Addis Ababa lebt und unterrichtet. Sie waren schon länger befreundet und Andrew hatte ihr und ihrer Familie schon öfters finanziell geholfen. Auch war er ihnen ein Bruder im Glauben durch die Gemeinsamkeit des Glaubens an Gott und Jesus. So wurden wir als Freunde eines Freundes empfangen und trotz ihres schüchternen Wesens, unserer Unsicherheit über die fremde Situation und der Sprachbarriere sprachen wir schnell über die Rolle Gottes in ihrem Leben und was sie glücklich macht - wenn es ihren Nächsten gut geht, sie eine gute Beziehung zu Gott und sonst Zeit für eine Tasse Kaffee zwischendurch hat.

„Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mir zu essen gegeben.“ Liebe Gemeinde, ist es nicht frappierend, wie einfach die Geschichte von Itash unseren Predigttext übersetzt? Gemeinsam essen mit einer Frau, für die das Brot des Lebens im wahrsten Sinne „Brot des Lebens“ ist. Für die „Brot“ nicht nur Lebensmittel, sondern Lebensgrundlage und Lebenshoffnung ist. Für die das gemeinsame Essen des Brotes deshalb direkt und ohne jede Metaphorik ein Akt der Gemeinschaft des Geistes ist. Ganz besonders frappierend ist das, weil unser Predigttext in Mt 25 Jesu letzte Unterweisung der Jünger vor der Passionsgeschichte enthält. Das Brot zieht sich als Motiv durch: Vom tatkräftigen Stillen des Hungers über die Gemeinschaft beim Abendmahl bis zum Brot des Lebens des Auferstandenen. Im Brot zentriert sich die gesamte Elementarität der Nächstenliebe: Hunger und Durst stillen, Fremde aufnehmen, Nacktheit bekleiden, Kranke anschauen, verurteilten Gefangenen die Gemeinschaft nicht aufkündigen – und zwar um der elementaren Not willen, nicht um des Verdienstes willen. So wie das Manna das Volk Israel in der Wüste am Leben gehalten hat, so zielt Jesu letzte Unterweisung auf diese Grundbedingungen menschlichen Lebens. Und er spiegelt diese Grundbedingungen in seinem eigenen Gebet, im Vaterunser: Unser tägliches Brot gib uns heute. Doch nicht nur dies: Das Vaterunser spiegelt alle Grundbedingungen menschlichen Lebens: In der Bitte um das Reich Gottes, in der Bitte um das tägliche Brot, in der Bitte um Vergebung von Schuld, in der Bitte, nicht in Versuchung geführt zu werden. Und schließlich heißt es auch dort es am Ende: *„Denn Dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit.“* Wieder ist es nicht unsere Vorstellung vom Reich, die wir verwirklichen sollen. Wieder ist es nicht die Durchsetzung unserer eigenen Kraft. Wieder ist es nicht unsere eigene Herrlichkeit, um die es geht. Sondern – wie in der Gerichtsrede – ist es einzig und allein die Herrlichkeit Gottes.

Eine Herrlichkeit freilich, die nicht nur in den Grundbedingungen menschlichen Lebens elementar ist. Sondern eine Herrlichkeit, in der sich Gott selbst in einer

ganz elementaren Rolle zeigt: Denn der Weltenrichter ist in unserem Text nicht nur Richter, er ist auch Hirte. Er sorgt für uns wie für die Schafe, die wir im täglichen Leben so oft sind. Wenn wir uns überschätzen. Wenn wir glauben, die Dinge im Griff zu haben. Wenn wir unseren Träumen nachhängen und uns dann auf dem Boden der harten Realität wiederfinden. Wenn wir aufbrechen in die Fremde, wenn wir unseren Hoffnungen folgen, und dabei – wenn es schlecht läuft – an Orten landen, an denen keine Hoffnung zu finden ist.

Brujmann: Gegen Ende unserer Reise waren wir wandern mit unserem Guide, Mulu. In wunderschöner Landschaft hat er uns von seiner Arbeit erzählt: Mulu hat eine Firma, die in der Hauptstadt Stadtparks gestaltet. Bei der Planung ist ihm besonders wichtig, dass die Parks einen Nutzen für die Menschen haben. So schafft er Spielplätze für Kinder, Ladenzeilen, öffentliche Toiletten und Orte der Begegnung in schöner Umgebung. Für die Umsetzung einfacher Arbeiten stellt er junge Erwachsene aus einem Resozialisierungsprojekt an. Die Jugendlichen, die auf der Straße leben, verließen ihre Familien um in der Hauptstadt ein besseres Leben zu finden. Aber dort wurden sie schnell von der Realität auf den Straßen einer fremden Stadt eingeholt. Durch die Arbeit an Mulus Projekten haben sie täglich eine sinnvolle Aufgabe. Was aber noch viel wichtiger ist: Die Fertigstellung eines Parks macht die Jugendlichen stolz und gibt Ihnen das Gefühl „ihre Stadt“ für alle ein bisschen lebenswerter gemacht zu haben.

Diese Jugendlichen hätten wahrlich einen Hirten gebraucht. Nicht, weil sie dumm wie die Schafe waren, einfach so in die Stadt zu gehen – nein, denn viele von ihnen haben zu Hause keine Chance auf ein auskömmliches Leben. Einen Hirten hätten sie gebraucht, weil sie sich in Versuchung haben führen lassen – von der Sehnsucht nach dem einfachen gesellschaftlichen Aufstieg ebenso wie von denen, die diese Sehnsucht längst im Drogenrausch befriedigt haben. Deren Spritzen und deren Kriminalität jeden Park der Stadt zur verbotenen Zone werden lassen. Deren Beschaffungsnot sie mit Sicherheit eines Tages vor Gericht stellen wird. Dem tritt Mulu entgegen: Er nimmt diese jungen Menschen auf, er gibt ihnen Arbeit, er lässt sie in der Realität ankommen. Doch nicht nur das: Er gibt ihnen eine Arbeit, in der sie die Vorstellung und Sehnsucht nach ihrer Stadt verwirklichen und mit ihren eigenen Händen in die Tat umsetzen können. Er lässt sie an ihrer Stadt mitarbeiten, er lässt sie die Stadt mitgestalten. Diese jungen Leute, ausgerechnet sie, sind es nun, die der Stadt Sinn geben, die der Gemeinschaft in der Stadt neuen Lebenssinn geben.

Liebe Gemeinde, so also spielen das Weltgericht und unsere elementaren Handlungsspielräume zusammen, so spannt sich der Bogen von der Schöpfungsmacht des Lebens über das Teilen des Brotes bis zur Gemeinschaft im Geiste. Kein Wunder, dass dieser Predigttext eine so unglaublich starke Wirkungsgeschichte erfahren hat. Zum Beispiel in Tolstojs wunderbarer Erzählung „Wo die Liebe ist, da ist auch Gott“. Oder bei Immanuel Kant, der diese Elementarität in den Kategori-

schen Imperativs eingebracht hat. Oder bei Dorothee Sölle: sie hat mit der Befreiungstheologie gesagt: Gott hat keine anderen Hände als die unsrigen. Unsere Studierenden hätten noch viele andere Geschichten aus Äthiopien erzählen können, wir selbst können allesamt Geschichten aus unserem Alltag beisteuern. Deshalb ist es gut, dass der Predigttext die elementaren Handlungen menschlichen Lebens nicht nur ein Mal darstellt, sondern sie gleich vier Mal aufzählt: Hunger und Durst stillen, Fremde aufnehmen, Nacktheit bekleiden, Kranke anschauen, verurteilten Gefangenen die Gemeinschaft nicht aufkündigen. Sie werden für die JüngerInnen und uns heute so oft wiederholt, bis auch das letzte Schaf sie kapiert hat. Denn der Friede Gottes ist höher als alle menschliche Vernunft und bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Blick auf einen neuen Himmel und neue Erde: Jes 65,17-25

Dr. Dorothea Ugi & Wiss. Mitarb. Daniel Rossa

25.11.2018, Ewigkeitssonntag

Liebe Gemeinde,

unser heutiger Predigttext steht in Jesaja 65,17-25:

Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, dass man der vorigen nicht mehr gedenken und sie nicht mehr zu Herzen nehmen wird. Freuet euch und seid fröhlich immerdar über das, was ich schaffe. Denn siehe, ich erschaffe Jerusalem zur Wonne und sein Volk zur Freude, und ich will fröhlich sein über Jerusalem und mich freuen über mein Volk. Man soll in ihm nicht mehr hören die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens. Es sollen keine Kinder mehr da sein, die nur einige Tage leben, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen, sondern als Knabe gilt, wer hundert Jahre alt stirbt, und wer die hundert Jahre nicht erreicht, gilt als verflucht. Sie werden Häuser bauen und bewohnen, sie werden Weinberge pflanzen und ihre Früchte essen. Sie sollen nicht bauen, was ein anderer bewohne, und nicht pflanzen, was ein anderer esse. Denn die Tage meines Volks werden sein wie die Tage eines Baumes, und ihrer Hände Werk werden meine Auserwählten genießen. Sie sollen nicht umsonst arbeiten und keine Kinder für einen frühen Tod zeugen; denn sie sind das Geschlecht der Gesegneten des HERRN, und ihre Nachkommen sind bei ihnen. Und es soll geschehen: Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Wolf und Lamm sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind, aber die Schlange muss Erde fressen. Man wird weder Bosheit noch Schaden tun auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der HERR.

Die Welt gibt Anlass zur Klage. Spätestens wenn die Acht-Uhr-Nachrichten über den Bildschirm flimmern, stehen im Raum wie uneingeladene Gäste: Gewalt und Zerstörung. Leid und Hunger, Schmerz und Tod.

Bilder stellen sich mir vor Augen, die zu *meinen* Bildern werden:

Ein totes Kind, das von den Wellen des Mittelmeers angespült wird und die Festung Europa niemals erreichen wird.

Bilder eines Waldbrandes. Die Aschequadrate lassen nur noch erahnen, wo die Kinder zur Schule gingen und die Großmütter zum Bingospielen.

Die Welt gibt Anlass zur Klage.

Bäuer*innen, die sich vom Ertrag ihrer Exportware kaum selbst ernähren können.

Der Machthaber eines Landes, der mit sexuellen Übergriffen auf Frauen prahlt.

You can do anything.

Die Welt gibt Anlass zur Klage.

Und nicht nur das globale Weltgeschehen ist Grund zur Klage, das uns mal berührt, weil wir verstehen, wie viel es mit uns selbst zu tun hat, und mal kalt lässt, weil uns der Bezug fehlt und es uns so weit weg erscheint.

Schon näher – zumindest geographisch:

Ein Konzern, der Menschen ihre Dörfer nimmt, Kirchen sprengt, um einen Rohstoff abzugraben, der verbrannt wird, während an einem anderen Ort der Welt nur noch die Kirchturmspitze aus den Wogen des Meeres ragt.

Wöchentliche Aufmärsche rechter Gruppierungen, die Angst haben, dass am Ende nichts mehr für sie über bleibt und die ein christliches Abendland beschwören, das es so nie gegeben hat.

Wird man ja wohl noch sagen dürfen.

Schlachthöfe, in denen empfindsame Tiere dem Ende der Tortur ihres Lebens entgegengehen.

Die Welt gibt Anlass zur Klage.

Und schließlich ganz nah an unseren je individuellen Leben:

Eine Angehörige, die angefahren wird und den Transport zum Krankenhaus nicht überlebt.

Die Diagnose eines malignen Tumors.

Die täglichen Schmerzen einer chronischen Krankheit.

Das Alleinesein, vielmehr: das sich-alleine-Fühlen.

Meine Welt gibt Anlass zur Klage.

Nach dem Gerichtstext, der uns vergangenen Sonntag ausgelegt wurde, beginnt auch diese Predigt ähnlich unerbaulich. Es ist der letzte Sonntag im Kirchenjahr. Ewigkeitssonntag, aber eben auch Totensonntag. Der Predigttext aus Jesaja 65, den wir gehört haben, klingt dabei auf ein erstes Hören doch ganz anders: War hier nicht die Rede von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, von einem neuen Jerusalem? Aber wir haben auch gehört: „Man soll in ihm nicht mehr hören die Stimme des Weinens noch die Stimme des Klagens.“ Und es dämmert uns, dass die Gegenwart, in die die Rede von dem neuen Himmel und der neuen Erde hineinspricht, eben eine ganz andere, ja gegensätzliche Realität meint. Die Stimmen des Weinens und Klagens sind dem Text deutlich zu entnehmen: Der Tod mitten im Leben in seinen vielen Gestalten, wie ich ihn gerade aufgerufen habe, ist auch den Angesprochenen dieses Textes wohl vertraut. Es ist die Rede von Säuglingen, Kindern, die kaum ins Leben hineingeboren, wieder gehen müssen. Von mühe- vielleicht leidvoller Arbeit, Sklavenarbeit, an deren Früchte sich andere bereichern und satt werden – nur nicht die, die sie gepflanzt haben. Die Exilserfahrung des Volkes Israel mit all der Entbehrung, die sie mit sich brachte, sitzt den Angesprochenen noch buchstäblich in den Knochen.

Und solche Erfahrungen, Erfahrungen des Todes mitten im Leben machen ohnmächtig und sprachlos. Die Last, die auf dem Volk Israels lag und die Lasten, die auf jeder einzelnen Person unter uns liegen, ersticken die Stimme und machen das Atmen schwer. Und manchmal reicht die Luft nicht einmal mehr aus für eine Klage.

Atem.

Woher schöpfen wir neuen Atem? Wie können wir mit der Last auf unserer Brust umgehen?

Der jesajanische Text macht uns einen Vorschlag: In üppigen Bildern erzählt der Text von einer veränderten Zukunft. Himmel und Erde bleiben in ihren Grundzügen *die*, die wir kennen, nur dass sie eine Erneuerung erfährt. Alles hat seine Ordnung. Die Zeit der Sklaverei ist vorüber. Von der Arbeit meiner Hände kann ich mich und meine Nächsten satt machen. Und dadurch gilt gleichermaßen, dass auch alle anderen sich selbst und ihre Nächsten durch das Werk ihrer Hände satt machen können. In diesem Bild sozialer Gerechtigkeit gehört die Herrschaft der einen über die anderen der Vergangenheit an. Und der Text geht weiter: Auch der vorzeitige Tod muss in dieser Zukunft nicht mehr gefürchtet werden. Der Tod aller Lebewesen ist das natürliche und gute Ende eines satten Lebens. Der Gott Israels spricht den Angeredeten ein besonderes Gottesverhältnis zu: „Ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören.“ Die Sehnsucht danach, gesehen und verstanden zu werden, wird in dieser Zukunft gestillt sein – von Gott selbst.

Auch die Sphäre der nichtmenschlichen Tiere ist in Frieden und heilvoller Harmonie. Der Löwe liegt beim Lamm, die Schlange hat statt der gewohnten Mäuse nunmehr Erde auf ihrem Speiseplan.

Spätestens in diesem Bild, in dieser Metapher des Tierfriedens, kann sich in einer den Leib und das Leben bedrohlichen Situation aber Unmut und Widerstand regen: Wie hilft mir ein solches *naives* Bild in meiner *realen* Not? Was soll das für ein Vorschlag sein? Schön, wenn der Löwe in einer nicht weiter bestimmten Zukunft, die vielleicht gar nicht meine ist, sich nicht mehr um das Lamm schert. Ändert das etwas an der Kälte dieser Welt, die mich in der homofeindlichen Äußerung einer Nachbarin trifft? Kann das meine Krankheit oder meine seelischen Verletzungen heilen? Bringt mir das meine Verstorbenen wieder?

Wagen wir einen zweiten Blick kann sich hier aber auch etwas anderes zeigen als nur ein weltfremdes Bild, strotzend vor Naivität: In diesem Text wird ein Gegenbild gezeichnet, eine Utopie entworfen. Und diese Utopie, dieses Gegenbild ist nur scheinbar naiv. Wie schnell sind wir in unserem Urteil gegenüber solchen Bildern: Du bist noch jung, hast Ideale, aber du wirst schon sehen, es hilft alles nichts, führt nur zu Enttäuschung.

Martin Luther kann uns hier einen wertvollen Impuls geben: Er wusste um die große Macht der Gegenbilder. Eindrucksvoll empfiehlt er in seinem „Sermon von der Bereitung zum Sterben“ angesichts der spätmittelalterlichen Todesängste, den Bildern des Todes, der Sünde und der Hölle Gegenbilder entgegenzustellen. Dem Bild des Todes stellt er das des Lebens entgegen, dem der Sünde, dass der Gnade und dem der Hölle das des Himmels. Er hat erkannt, dass das Kleinreden der Ängste, des Schmerzes, der Ohnmacht nicht helfen kann. Gegenbilder aber nehmen den Gegenstand der Klage auf und schaffen so einen neuen Raum. Die Bilder, die uns lähmen und sprachlos machen, werden aufgebrochen. Gegenbil-

der, Utopien sind Sehnsuchts- und Hoffnungsbilder, die aus der Starre heraussholen helfen, in die Ungerechtigkeiten, Krankheiten und der Tod uns führen können. Aber: sie sind nicht Mittel zum Zweck, Vertröstungen mit Placeboeffekt, denn: *irgendwelche* Bilder tun es nicht.

Es sind solche, von denen wir wissen, dass sie sich bewahrheiten könnten. Solche, denen ein Potenzial und eine Dynamik inne liegt. *Sie* lassen mich die Keime des neuen Himmels und der neuen Erde schon im Hier und Jetzt erkennen, darin liegt ihre pneumatische Kraft.

Sie weiten den Raum in unserer Brust, der uns so eng erscheinen kann und spannen sich über uns auf wie ein Zelt, in dem wir wieder zu Atem kommen.

Atem.

Der Sorge und Angst, die sich in uns ausbreiten kann, wenn wir das weltpolitische Erstarken menschenfeindlicher Kräfte an uns heranlassen, kann die Utopie einer solidarischen Welt, in der alle an allem teilhaben dürfen, etwas entgegensetzen: Sie kann ein Ort des Durchatmens sein.

Der Enge des sich verlassen Fühlens und der Einsamkeit kann das Bild der uneingeschränkten Zuwendung und Zugewandtheit Gottes Weite entgegensetzen. Luftholen wird möglich.

Von der Dunkelheit des Todes, die sich ausbreiten kann, wenn wir einen geliebten Menschen verlieren, erzählen die Evangelien, der das Bild der Auferstehung entgegengestellt wird: Den Jünger*innen wird nach Jesu Tod erst zögernd, sachte, dann glasklar, dass die Macht des Todes gebrochen wurde, er nicht das letzte Wort hat. Die Auferstehung relativiert den Schmerz des Verlustes, der Ungerechtigkeit, des Todes nicht. Sie ist die Zusage, dass es in aller Verletztheit ein Morgen gibt und dass wir in diesem Morgen gehalten sind.

Nein. Solch eine Utopie ist keine Vertröstung. Solch eine Utopie ist keine Weltenzogenheit.

Sie ist Atemzelt, Ermächtigung und Widerstand gegen den Tod mitten im Leben. Und der Friede Gottes, der größer ist als wir es greifen können, bewahre unsere Herzen im Sinne Jesu Christi.

Amen.

Der Messias auf dem Esel: Mt 21,1-11

Michael Pues, Studierendenpfarrer

02.12.2018, 1. Advent

Liebe Gemeinde,
Dieses Tier hat keine gute Reputation:
„Du alter Esel!
Mein Buch hat Eselsohren...
Der Esel nennt sich selbst immer zuerst.
Den Sackt schlägt man, den Esel meint man.“

In der Fabel und im Volksmund wird der Esel als stures oder eben sogar dummes Tier beschrieben. Wir sollten uns das mal wieder auf der Zunge zergehen lassen. Vielleicht ist uns dieses Bild schon zu vertraut. Und wir müssen überhaupt erst einmal wieder erfassen, was da erzählt wird. Ein König – auf einem Esel. Was für ein seltsamer Triumphmarsch. Ein herrschaftlicher Einzug auf einem solchen Tier? Eigentlich präsentierte sich in damaliger Zeit ein König ganz anders: Hoch zu Ross, in mächtiger Rüstung. Mit Streitwagen und militärischen Ehren. Vielleicht haben Sie die entsprechenden Bilder aus dem Film „Ben Hur“ vor Augen.

Und Jesus: Macht er sich am Ende lächerlich auf seinem Esel? Macht er uns lächerlich? Was will er uns sagen? Immerhin: Der Einzug auf dem Esel ist in allen vier Evangelien erwähnt! Aber warum?

Zu Beginn der Adventszeit spulen wir wieder auf Anfang, jedes Jahr. Stimmen uns neu ein auf dieses Geschehen in der Krippe. In der biblischen Weihnachtsgeschichte kommen Esel und Ochse nicht vor, jedoch tauchte der Esel bereits in den frühesten Darstellungen von Jesu Geburt im 3. Jahrhundert auf. Auch auf der Flucht nach Ägypten reitet die heilige Familie meist auf einem Esel. Alles Zufall? Wohl kaum.

In manchen Märchen und auch in einer Geschichte des Ersten Testaments kann der Esel sprechen. (4. Buch Mose 22-24: Dem Propheten Bileam werden durch die sprechende Eselin die Augen geöffnet).

Vielleicht kann unser Esel auf eine gewisse Art und Weise auch sprechen? Welche Botschaft bringt dieses Tier mit? Was hat uns dieses Bild uns sagen: Ein König auf einem Esel? Welche Botschaft, welcher Gedanke, welche Vorstellung soll hier Einzug erhalten (in unsere Herzen, unsere Gedanken und Gefühle)? Welche Wahrheit über den Menschen und über Gott verbirgt sich hier?

Nähern wir uns dem Esel ganz banal, von außen. Was ist ein Esel? Was macht ihn aus?

1. Er ist als Lasttier das *Tier der einfachen Leute*. Für diejenigen, die sich größere Tiere wie ein Pferd nicht leisten können.
2. Wenn jemand auf einem Esel reitet, ist er genau *auf Augenhöhe mit den Menschen*, die ihm entgegentreten. Anders als auf einem hohen Ross befindet sich der Reiter in direktem Kontakt mit den Menschen, denen er begegnet.
3. Und ein weiteres, schönes Detail: Anders als beim Pferd sind die Hufe des Esels für einen steinigen, unebenen Untergrund geeignet. Sie geben sicheren Halt in schwerem Gelände.

Drei Merkmale: das Tier der einfachen Leute – ein Reiter auf Augenhöhe – gut geeignet für steinigen Untergrund.

So fängt das Tier an zu reden. Charakterisiert Jesus und seine Mission. Und damit auch, wie Gott in diese Welt kommt. Jesus kennt kein Statusdenken. Gerade die *einfachen Leute*, die Außenseiter sind seine Klientel. Fischer, Zöllner, Prostituierte, Andersgläubige, kranke und behinderte Menschen.

Er *kommt auf Augenhöhe*. Er geht dahin, wo die Menschen leben und arbeiten. Setzt sich mit ihnen an einen Tisch. In alltäglichen und gewöhnlichen Momenten begegnet Jesus ihnen. Menschen müssen sich nicht zu ihm aufschwingen. Er ist längst schon da und sieht die Menschen, so wie sie sind.

Und: Er *kommt ins steinige, unebene Gelände*. Da, wo es schmerzt, wo das Leben zerbricht, wo es hart auf hart kommt. Gerade dann ist mit Jesus zu rechnen. Wenn keine Zukunftsperspektive mehr da ist. Wenn der Tod vermeintlich gewonnen hat.

Jesus auf dem Esel. Der ist der andere König, der andere Messias. Das Wort „Macht“ hat bei ihm eine neue Klangfarbe. Die Zeichen äußerer Macht hat Jesus nicht nötig, hat sie auf seinem ganzen Weg abgelehnt. Er braucht keine Statussymbole. Hier ist eine Macht, die aus sich selber heraus agiert und ausstrahlt.

Ich glaube: So will der Esel wohl zu uns sprechen. Das Bild ist die Botschaft. Haben die Leute das damals an den Straßen Jerusalems verstanden? – Sie fangen jedenfalls an zu jubeln.

Und wir? Machen wir ihm unsere Türen auf. Dem König auf dem Esel. Wenn wir arbeiten und wenn wir feiern. Wenn wir jubeln und wenn wir traurig sind. Machen wir unsere Tore weit. Die Türen unserer Häuser und unserer Herzen. Denn: Gott kommt! Als König auf einem Esel. In den einfachen und alltäglichen Situationen. Auf Augenhöhe. Gerade in den steinigen Wegabschnitten unseres Lebens können wir ihn erwarten.

Amen.

Empowerment der Schwachen: Jes,3-10

Prof. Dr. Markus Saur

09.12.2018, 2. Advent

Liebe Gemeinde,
was ist Heimat? – W a s i s t H e i m a t ?

Ich habe im letzten Sommer einige Monate in Greifswald in Vorpommern verbracht. Dort war in dieser Zeit eine Fotoausstellung zu sehen, die unter dem Thema „Heimat“ stand. Begleitend zu dieser Ausstellung gab es eine Reihe von Veranstaltungen, darunter eine Podiumsdiskussion mit Menschen, die in Greifswald zu Hause sind. Besonders eingepägt hat sich mir aus dieser Diskussion ein Gespräch zwischen Roland Rosenstock, dem Greifswalder Religionspädagogen, und einem jungen Portugiesen, dem die Frage gestellt wurde, was für ihn denn Heimat sei. Der junge Mann sagte daraufhin, Heimat sei für ihn da, wo er gesehen werde. – Heimat als der Ort, an dem ich gesehen werde. Mich hat diese Aussage noch lange beschäftigt. Was macht eigentlich den Ort, an dem wir wohnen und leben, das Dorf oder die Stadt, in der wir arbeiten, zu mehr als einem Ort, an dem wir einfach nur sind? Was ist eigentlich Heimat?

Der Essayist Daniel Schreiber hat in einem kleinen Buch, das 2017 unter dem Titel „Zuhause“ erschien, Orte des Zuhause-Seins als Orte beschrieben, mit denen ich eine Geschichte habe: vielleicht hier und da eine Geschichte von Erfahrungen des Glücks, aber immer auch eine Geschichte von Enttäuschungen und Verletzungen. Der vollständige Titel des Buches lautet „Zuhause. Die Suche nach dem Ort, an dem wir leben wollen“. Und genau darum geht es Daniel Schreiber: Seine eigene Suche nach den Gründen dafür, warum er sich so heimatlos fühlt. Er unternimmt eine Reise in die eigene Familiengeschichte und beschreibt am Ende seines Essays einen Frühsommerabend in Berlin, an dem er auf dem Weg vom Kino nach Hause plötzlich das Gefühl hat, glücklich zu sein. Die letzten Sätze lauten: „Irgendwann auf meinem Heimweg vom Kino überquerte ein kleiner Fuchs die Straße vor mir, mit leichtem Schritt und glänzendem Fell. Bevor er wieder im Dunkel verschwand, blieb er kurz auf dem Bürgersteig stehen und sah mich mit großen Augen an.“

Als ich diese Schlussätze vor einigen Wochen gelesen habe, fiel mir der Satz des Portugiesen aus Greifswald wieder ein: Heimat ist da, wo ich gesehen werde.

Die Sehnsucht danach, gesehen und wahrgenommen zu werden, wird gerade dann stark, wenn das Selbstverständliche auf einmal in Frage steht, wenn Sicherheiten ins Wanken geraten, wenn sich eine allgemeine Beunruhigung breit

macht. Es ist genau diese Situation zwischen Beunruhigung und Sehnsucht, die der Predigttext für den 2. Advent in den Blick nimmt.

Wir lesen im 35. Kapitel des Jesajabuches:

*1 Frohlocken werden Wüste und Einöde,
jubeln wird die Steppe und blühen wie die Lilie.*

2 Sie wird wahrhaft blühen und jubeln in aller Lust und Freude. Die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, die Pracht des Karmel und der Ebene von Scharon. Sie sehen die Herrlichkeit des HERRN, die Pracht unseres Gottes.

*3 Stärkt die schlaffen Hände
und die wankenden Knie macht fest!*

*4 Sagt denen verzagten Herzens: »Seid getrost, fürchtet euch nicht!
Siehe, da ist euer Gott! Rache kommt – Vergeltung Gottes. Er kommt und wird euch helfen.«*

*5 Dann werden die Augen der Blinden aufgetan
und die Ohren der Tauben geöffnet.*

6 Dann wird der Lahme springen wie ein Hirsch, und die Zunge des Stummen wird frohlocken.

Denn es werden Wasser in der Wüste hervorbrechen und Ströme im Trockenland.

7 Und das Sonnenversengte wird zum Teich und das Dürstende zu Brunnquellen. An der Stätte, wo Schakale lagerten, wird das Gras zu Schilfrohr und Papyrus.

8 Und es wird dort Straße und Weg sein – ‚Weg der Heiligkeit‘ wird man sie nennen.

Kein Unreiner wird darauf gehen. Er aber ist für sie – er geht des Wegs. Und Toren werden nicht herumirren.

9 Es wird da kein Löwe sein und kein reißendes Tier darauf gehen; sie sind dort nicht zu finden.

Aber die Erlösten werden dort gehen.

10 Die Erlösten des HERRN werden umkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen. Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein.

Freude und Wonne werden sie ergreifen, und entfliehen werden Schmerz und Seufzen.

Dieser Text zeichnet große Bilder der Hoffnung. Getragen wird diese Hoffnung vom Frohlocken und Jubeln der Natur, des Menschen, ja, des ganzen Kosmos. Sowohl am Anfang als auch am Ende des Textes ist von großer Freude die Rede: Am Anfang sind es Wüste und Steppe, die sich freuen und aufblühen wie eine Lilie, und am Ende sind es die Erlösten des Herrn, die von tiefer Freude ergriffen werden. Anfang und Ende geben dem Text eine Umfassung und den Leserinnen und Lesern eine Orientierung, die sich nicht auf Trauer und Kummer ausrichtet, sondern die von einer grundlegenden Freude getragen ist, die Mensch und Welt

bestimmen kann. Die Verfasser des Textes sind der Überzeugung, dass solche Freude ihr Fundament im Handeln Gottes hat – die Natur jubelt, weil sie die Herrlichkeit des Herrn sieht, und die Erlösten, die sich freuen, sind die Erlösten des Herrn, denen er als Hilfe entgegenkommt.

Wer hier nun aber meint, sich in das Lob der Schöpfung versenken zu können und darüber nachsinnen zu dürfen, wie schön es doch ist, dass Einöde und Steppe zu blühen beginnen, weil sie die Herrlichkeit des Herrn sehen, der wird recht unvermittelt mit einem Imperativ aus seiner Naturmeditation herausgerufen. Es geht dem Text nicht um Naturmystik oder irgendetwas anderes, was den Menschen aus seiner Welt herausnimmt und ihn in höhere Sphären des Frohlockens enthebt, sondern es geht im Zentrum um sehr konkrete Anweisungen für die Leserinnen und Leser des Textes: Stärkt die schlaffen Hände, festigt die wankenden Knie und, vor allem, redet zu den Verzagten. Diese Reihenfolge ist bemerkenswert: Denn es steht nicht das Reden am Anfang, sondern das Handeln. Erst stärken und festigen, dann reden. Ja, das Reden hat seinen Ort, aber vor dem Reden steht das helfende Handeln, das ja überhaupt erst einen Raum für das Reden eröffnet. Wo die Hände bereits so erschlaft sind, dass sie nichts mehr ausführen können, wo die Knie bereits so sehr wanken, dass ein Weg nicht mehr zu gehen ist, da müssen erst die Bedingungen dafür geschaffen werden, dass die Hände und die Knie wieder das tun können, wofür sie da sind: Selber handeln und selber gehen. Dann aber hat auch das Reden seinen Ort: nach den Imperativen „Stärkt!“ und „Festigt!“ folgt der dritte Befehl „Redet!“.

Adressaten dieser Rede sind diejenigen, deren Sinn und Verstand geschwächt ist – ihnen soll gesagt werden: „Seid stark und fürchtet euch nicht!“ Und dann findet sich der Hinweis auf Gott, der kommt – als derjenige, der Vergeltung bringt, der Ordnung schafft und der Hilfe leistet. Es ist Gott, der kommt und hilft. Dieses Kommen und Helfen Gottes wird den Geschwächten aber von Menschen angekündigt, die dazu aufgefordert werden, zu den Verzagten zu reden. Und dieses Helfen Gottes wird von den Menschen umgesetzt, die dazu aufgefordert werden, die schlaffen Hände und wankenden Knie zu stärken und zu festigen.

Auch wenn der Text mit dem Jubel von Steppe und Einöde einsetzt, geht es nicht um das Lob der erblühenden Schöpfung, in das die Verfasser des Textes ihre Leserinnen und Leser hineinführen wollen, sondern es geht um den Rahmen des Handelns, zu dem die Adressaten aufgefordert werden. Diese Adressaten sind offensichtlich nicht selber die Schwachen und Verzagten – die Adressaten des Textes haben vielmehr eine Aufgabe an genau denjenigen, die sich nicht mehr selber helfen können, sondern auf die Hilfe von außen angewiesen sind, eine Hilfe, die in Gott begründet liegt, die ihre konkreten Formen aber durch das Handeln von Menschen gewinnt.

Was dieses Handeln bewirkt, zeichnet der Text in den folgenden traumhaften Bildern nach: Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen und Stumme jubeln – es sind Bilder der Hoffnung darauf, dass alles noch einmal anders werden kann und dass das, was mich einschränkt und begrenzt, nicht für immer als Einschränkung und Begrenzung erfahren werden muss.

In den folgenden Versen stellen die Verfasser des Textes diese Bilder der Hoffnung noch einmal in den weiten Raum der Natur: Dass Wasser in der Steppe und Bäche in der Wüste aufbrechen und dass das von der Sonne Versengte und Verbrannte zu Quellwasser werden kann, wiederholt auf der Ebene der Natur, was der Text zuvor im Blick auf den Menschen ausgeführt hat: Das Unmögliche kann möglich werden – und zwar da, wo Gott dem Menschen als Hilfe entgegenkommt.

Wo diese Hilfe Gottes und das helfende Miteinander des Menschen sich ereignen, da werden Menschen zu Erlösten und kommen aus der Freude nicht mehr heraus.

Für die Verfasser unseres Textes, die aus der theologischen Schatzkiste ihrer eigenen Geschichte alles herausholen, was sie gebrauchen können, sind die Erlösten des Herrn diejenigen, die unter Jubel nach Zion kommen.

Der Zion ist ein Sehnsuchtsort – und für die Menschen zur Zeit unseres Textes zugleich ein realer Ort der Verehrung Gottes in Jerusalem im Kult am Tempel. Der Weg der Erlösten zum Zion erscheint in der Dynamik des Textes wie eine Heimkehr.

Aber was zeichnet sie denn aus, diese Erlösten in der Heimat? Ist es der Aufenthalt auf dem heiligen Berg in Jerusalem, nahe am Tempel? Für die theologischen Kreise, die das Jesajabuch überliefern, ist der Zion ein zentraler Orientierungspunkt – aber dieser Ort ist deswegen zentral, weil sich an ihm heilvolle Begegnungen ereignen. Ganz zu Beginn des Jesajabuches wird die Erwartung einer großen Migrationsbewegung hin zum Zion entwickelt – alle Völker werden sich zum Zion begeben und dort werden dann Schwerter zur Pflugscharen umgeschmiedet, weil niemand mehr Krieg gegen den anderen führt. Und gegen Ende des Jesajabuches rückt der Zion erneut ins Zentrum des Geschehens – eine zentrale Textkomposition wird in Jes 60 eröffnet mit den Worten:

*„Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt,
und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir!“*

Auch hier ist es die Herrlichkeit des Herrn, die kommt und aufgeht – am Anfang des Textes steht aber ebenfalls ein Imperativ: *„Mache dich auf! Werde licht!“* Auch hier wird vom Menschen etwas erwartet – es wird etwas erwartet,

das sich durchaus im Lichtkreis Gottes ereignet, das aber doch als Handeln des Menschen bestimmt werden muss.

Heimat ist da, wo ich gesehen werde. Unruhige Zeiten, Selbstverständliches steht in Frage, Sicherheiten geraten ins Wanken – es ist in dieser Lage kein Platz für Untätigkeit oder für Rückzug in eine adventliche Besinnlichkeit, die die Augen vor dem verschließt, was es zu tun gibt. Heimat ist da, so könnten wir mit unserem Text sagen, wo ich gesehen werde und wo ich sehe: Wo ich gesehen werde, wenn ich mit schlaffen Armen und wankenden Beinen verzagt und entmutigt zusammenbreche. Und wo ich sehe, wenn neben mir der andere verzagt und zusammenbricht – und ich ihm in dieser Lage sagen kann: *„Sei getrost, fürchte dich nicht – siehe, da ist dein Gott!“*

Wir haben in diesem Semester viel über Äthiopien gehört und davon, was man dort konkret tun kann, wenn man zuhört, Menschen sieht und ihnen begegnet. Dieses Zuhören und Begegnen ist in einer globalisierten Welt möglich geworden, und gerade deswegen kann man nicht einfach so tun, als gebe es diese Welt außerhalb des eigenen kleineren Umfelds nicht und als habe man nichts mit ihr zu tun.

Globale Probleme und Herausforderungen vor Ort lassen sich aber nicht voneinander trennen. Jedes globale Problem ist auch immer eine konkrete Herausforderung vor Ort. Deswegen ist die Aufforderung „Think global, act local!“ – „Denke global, handle vor Ort!“ auch so richtig. Vor Ort gibt es jede Menge zu tun – für uns und unsere Kirchen. Vor Ort – das kann ein Dorf in Äthiopien oder ein Flüchtlingslager in Jordanien sein. Vor Ort kann aber auch da sein, wo in unserem Land Menschen darauf warten, gesehen zu werden. Die krassen und verstörenden Bilder aus Teilen unseres Landes lassen zumindest bei mir die Frage aufkommen, ob wir nicht auch bei uns Menschen vergessen haben. Menschen, die das Gefühl haben, irgendwie am Rand zu stehen, wo ihnen niemand mehr zuhört, sie niemand mehr sieht, sie vergessen werden.

Die Dynamik unseres Predigttextes bewegt sich auf einen Ort zu, an dem Freude und Jubel kein Ende mehr haben. Der Zion als Heimat der Erlösten ist ein Hoffnungsbild. Aber Hoffnungsbilder wollen ja nicht nur still betrachtet werden, sie setzen vielmehr eine Dynamik frei, die zum Handeln führt. Und zu diesem Handeln ruft der Text auch auf: *„Stärkt! – Festigt! – Redet!“*

Die Gegenwart Gottes ereignet sich bei den Erlösten des Herrn ja gerade dadurch, dass sie aufeinander zugehen, dass sie die Schwachen und Zerbrechlichen sehen und diese mit ihrer Zuwendung stärken. Wo sich ein solches Miteinander ereignet, wird die Welt zu einem heimatlichen Ort, an dem man es trotz aller Stürme und Turbulenzen am Ende doch gut aushalten kann. Und genau das

erwarten wir im Advent und das feiern wir auch an Weihnachten: Dass die Welt nämlich ein Ort ist, an dem Gott zu uns Menschen kommt, ein Ort, den Gott mit seiner Gegenwart erfüllt, ein Ort, der durch diese Zuwendung Gottes eine Heimat werden kann, in der wir die Zuwendung Gottes widerspiegeln und weitergeben können. Wo sich dieses Spiegeln der Zuwendung Gottes in uns und unter uns ereignet, hier oder an jedem anderen Ort dieser einen Welt, da kann uns und alle Welt dann tatsächlich nur noch dauernde Freude erfassen:

*„Frohlocken werden Wüste und Einöde,
jubeln wird die Steppe und blühen wie die Lilie.*

[...]

*Die Erlösten des HERRN werden umkehren und nach Zion kommen mit Jauchzen.
Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein.
Freude und Wonne werden sie ergreifen, und entfliehen werden Schmerz und Seufzen.“*

Amen.

Dienst in Heiligkeit und Gerechtigkeit: Lk 1,67-79

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

16.12.2018, 3. Advent

Liebe Gemeinde,
der Evangelist Lukas beginnt sein Evangelium mit drei großen Gesängen: Das ***Magnificat*** der Maria, der Mutter Jesu, ***meine Seele erhebt den Herrn***, ihre Reaktion auf die Ankündigung des Engels, dass sie den Erlöser der Welt gebären werde, das ***Benedictus*** des Zacharias zur Feier der Geburt seines Sohnes Johannes und schließlich das *Nunc dimittis* des greisen Propheten Simeon, als er den Eltern Jesu, Maria und Joseph, mit dem Kind im Tempel begegnet. Drei Lobgesänge, die das Evangelium festlich eröffnen und die Geschichte von der Geburt Jesu, die Weihnachtsgeschichte, umrahmen.

Der Lobgesang der Maria preist die Umkehrung der Machtverhältnisse auf Erden: Gott wendet sich den Geringen und Machtlosen zu, stößt die Gewaltigen vom Thron, Simeon dankt Gott für die Erfüllung seiner Zusage, dass er der Welt einen Retter senden wird und das Benedictus des Zacharias rühmt Gottes Barmherzigkeit, die Johannes, dem Sohn des Zacharias, den man den Täufer nennen wird, eine sichtbare Gestalt gewonnen hat.

Der Lobgesang des Zacharias klingt wie ein Psalm und wie mancher Psalm enthält dieser Gesang nachgerade befremdliche Abgrenzungen gegen die Feinde und eine spezifische Konzentration des Heils auf das Haus Davids.

Wer aber von diesem Gesang des Zacharias aus meint, der Evangelist Lukas habe sich ganz auf das Volk Israel und dessen Heil konzentriert, der übersieht, dass sein Lobgesang eine Eröffnung bildet, eine festliche Eröffnung zweifellos, aber damit fängt das Geschehen, von dem Lukas berichtet, ja erst an. Zwei Bücher, das Evangelium und die Apostelgeschichte, füllt Lukas mit seinen Berichten, zunächst von Jesu Leben, Predigt, Tod und Auferstehung, vom Fischzug des Petrus bis zu dem Gang nach Emmaus, und in der Apostelgeschichte folgen die Entwicklungen nach Pfingsten, wie sich die christliche Gemeinschaft bildete.

Spätestens bei den Missionsreisen des Paulus wird klar, dass Lukas *für die Welt* schreibt, für Leser im römischen Reich in der dritten Generation nach Christus.

Schon das Evangelium bringt die neue Botschaft, die neue Sicht der Welt in so eindrucksvollen Bildern und Gleichnissen zum Ausdruck, dass deutlich wird, es geht Lukas um eine Darstellung des Heils, das mit Jesus Christus in die Welt gekommen ist, um eine Darstellung, die alle verstehen können.

Denken Sie an Gleichnisse wie das vom verlorenen Schaf und dem besorgten, sorgsamem Hirten und vom verlorenen Sohn und seinem entgegenkommenden barmherzigen Vater, oder auch an drastische Geschichten etwa vom Zöllner

Zachäus, der sich auf einem Baum verbirgt, um Jesus zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden – aber dann von Jesus gesehen wird, und dann lädt sich Jesus lädt für alle überraschend zu diesem Zolleintreiber im Dienste der Römer in dessen Haus selbst ein. Die Parteinahme für die Verachteten, für die an den Hecken und Zäunen, durchzieht das ganze Evangelium des Lukas und in der Apostelgeschichte setzt sich diese Tendenz fort, vor allem Paulus wird zum Botschafter Christi im ganzen römischen Reich – und er findet Gehör vor allem bei den einfachen Leuten, auch bei den Frauen, die nicht gerade im Zentrum der römischen Kultur stehen.

Lukas berichtet aber auch mehrfach eindringlich vom Ringen des Paulus um sein Volk Israel, er geht immer zuerst in die Synagoge, aber es ist bis zuletzt ein unglückliches Ringen. Auch ganz am Ende, als ihn Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Rom in Ruhe anhören, kann er sie nicht von der Bedeutung des Christus überzeugen. Und so wird am Ende in aller Stille klar, dass er, der Pharisäer Paulus, der Spezialist für jüdische Gesetzesfrömmigkeit, als Apostel unter den **Völkern** gewirkt hat – und nicht in seinem eigenen Volk, wie auch die Botschaft Jesu von Anfang an für die ganze Welt bestimmt war, was er, der Apostel Paulus – so sagt es Lukas, der Evangelist – selbst erst am Ende seines Lebens begreift.

Heute aber stehen wir mit Zacharias noch ganz am Anfang der Geschichte Gottes mit seinem Volk und den Völkern der Welt, einer langen Lebens- und Leidensgeschichte, aber auch einer Heilsgeschichte, die bis in unser Leben hineinreicht – und es prägt, bis auf den heutigen Tag, den 3. Advent 2018.

Liebe Gemeinde,

worin besteht nun aber dieses Heil, das die Propheten ersehnt, die Beter in Psalmen besungen haben – Johannes vorbereitet – und Jesus in seiner Person und in seinen Worten gebracht hat?

Für den Priester am Tempel, im Hause Davids, bestand das Heil seines Lebens im **Dienst in Heiligkeit und Gerechtigkeit**, ohne Furcht, also in der Teilnahme am Gottesdienst und in dessen Mitgestaltung, in der Pflege der von Gott gesetzten Ordnung, in der Lehre der Gebote und im Vollzug der vorgeschriebenen Opfer zur Reinigung des Volkes Israel von seinen Sünden, das war der berufliche Alltag des Zacharias. Aber es findet sich in seinem Lobgesang schon der weiterreichende, der ganz und gar weitreichende Gedanke von **Barmherzigkeit und Vergebung**, wenn der Tempelpriester Zacharias über seinen soeben geborenen Sohn singt und sagt: *„Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der **Vergabung ihrer Sünden**, durch die **herzliche Barmherzigkeit** unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, auf dass es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.“*

Liebe Gemeinde,

Der dritte Advent ist der Sonntag des Vorläufers, Johannes des Täufers, auch so eine späte Geburt, wie Isaak, den Sara, Abrahams Frau, in ungewöhnlich hohem Alter gebar, so dass sie darüber nur lachen konnte.

Johannes, eine späte, aber keine zu späte Geburt, nicht zu spät, um die Menschheit zu einer neuen Orientierung, zu einem Umdenken zu rufen, zur Einsicht, dass **Vergebung und Barmherzigkeit** die Grundkräfte eines menschenwürdigen Lebens sind,

Aber dieser Ruf zum Umdenken, zur meta-noia wird auch in der Christenheit von Anfang an und immer wieder missverstanden, als Aufruf zu individueller Läuterung, zur Zerknirschung; dabei ist es ein Aufruf zur Barmherzigkeit: „Wer zwei Hemden hat, der gebe dem, der keines hat und wer zu essen hat, der gebe davon ab.“ So wird Johannes, der Sohn des Zacharias, in seinen Rufen zur Umkehr sagen.

Liebe Gemeinde!

Aus Vergebung und Barmherzigkeit zu leben, ganz selbstverständlich, auf dieser lebenswichtigen Grundlage allen humanen Lebens, damit ringt die Menschheit in allen Weltanschauungen und Religionen. In dieser Frage, diesem Thema unterscheiden sich auch Muslime und Christen nicht grundsätzlich. Was ist Barmherzigkeit? Ich möchte sagen: Ein heiliger Dienst am Leben, Lebensschutz nach Gottes Maß, deshalb heilig – und immer wieder neu die Herausforderung, dass Menschen sich an Gottes Maß der Barmherzigkeit messen müssen, wenn sie ihr Leben auch als Gottesdienst ansehen.

Die politische Bedeutung dieses Umdenkens zu akzeptieren, von Vergeltung auf Vergebung, das fällt uns allen immer wieder schwer; eine Wallfahrt nach Santiago oder nach Mekka ist bei aller Mühe allemal leichter abzugrenzen, zu praktizieren und zu bezahlen, leichter als ein Umdenken in sozialen Beziehungen.

Und es ist wohl leichter, im Schutz eines Tempels oder einer Volksgemeinschaft einen Gott zu verehren, der bestimmte Opfer oder Leistungen fordert. Der alltägliche Dienst der Barmherzigkeit in Gerechtigkeit mit seinen Anforderungen ist viel schwerer, unbestimmter, im Grunde grenzenlos.

Es fällt ein eigenartiges, ein ganz besonderes Licht auf das Leben, wenn Vergebung und Barmherzigkeit die Menschen leiten, wahrhaftig ein Licht aus der Höhe. Es ist das Licht, das unseren Verstand an Leuchtkraft weit übertrifft, die wir doch im Schatten des Todes sitzen, obwohl wir uns nach dem Licht aus der Höhe sehnen.

Immer wieder nach diesem Licht suchen, sich darum mühen und der Barmherzigkeit Gestalt geben. Das ist der Dienst der Heiligkeit, der Gottesdienst in unserer Zeit, Vergebung und Barmherzigkeit zur Wirkung bringen.

Spuren dieser Barmherzigkeit kann man an ganz unvermuteten Orten entdecken. Nachdem wir gestern Abend bei den letzten literarisch-musikalischen Erkundungen dieses Jahres den Spuren des Volksschriftstellers Karl May gefolgt sind, will ich hier als Illustration der Kraft der Vergebung und Barmherzigkeit aus Winnetous Abschiedsrede zitieren, die Karl May im dritten Band seiner Trilogie Winnetou geschaffen hat. Als ihn die todbringende Kugel getroffen hat, sagt Winnetou zu seinem Freund Old Shatterhand:

„Ich gehe heute dahin, wohin der Sohn des guten Manitou uns vorangegangen ist, um uns die Wohnungen im Haus seines Vaters zu bereiten, und wohin mir mein Bruder Scharlih einst folgen wird. Dort werden wir uns wiedersehen, und es wird keinen Unterschied mehr geben zwischen den weißen und den roten Kindern des Vaters, der beide mit der gleichen, unendlichen Liebe umfängt. Es wird dann ewiger Friede sein. Es wird kein Morden mehr geben, kein Erwürgen von Menschen, die gut waren und den Weißen friedlich und vertrauend entgegenkamen, aber dafür ausgerottet wurden. Dann wird Manitou die Waagschalen in seiner Hand halten, um die Taten der Weißen und der Roten abzuwägen und das Blut, das unschuldig geflossen ist. Der Häuptling der Apatschen aber wird dabei stehen und für die Mörder seiner roten Brüder um Gnade und Erbarmen bitten.“⁵

In einem Wildwest-Roman eine durch und durch christliche Rede, Karl May hatte offenbar einen guten Konfirmanden-Unterricht genossen, aber er war auch in seinem Leben, vor allem in der ersten Hälfte mit seinen Schwächen konfrontiert worden, hatte insgesamt acht Jahre im Gefängnis gesessen und hatte von Vergebung leben müssen, weniger von irdischen Richtern als vielmehr von einer Vergebung und Barmherzigkeit, die nur Gott schenken kann – und die für Karl May Gestalt gewann in der Gabe, seine Fantasie als Schriftsteller einzusetzen.

Liebe Gemeinde, wo wir jede und jeder von uns im Leben von Vergebung leben, das kann man nur für sich im eigenen Herzen spüren. Dazu aber sind die Tage der Besinnung im Advent geeignet, zur Ruhe und dann auch zur Dankbarkeit zu finden, dass wir mit unserer Verantwortung nicht allein gelassen sind, sondern uns der Güte Gottes, seiner Vergebung in Lied und Gebet immer wieder versichern dürfen. Dazu schenke uns Gott das Licht aus der Höhe durch sein Wort.

Amen.

⁵ Karl May, Winnetou. Dritter Band, Bamberg 1951, 426.

Sein Zepter ist Barmherzigkeit: EG 1, Strophe 2

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

24.12.2018, Heilig Abend

Liebe Weihnachtsgemeinde,
gestern noch die 4. Adventskerze angezündet, und heute ist schon Weihnachten.

(I. Wie Advent und Weihnachten zusammenhängen)

Sie hängen eng zusammen, der Advent und Weihnachten. In unserer allgemeinen Wahrnehmung überhaupt: Wo schon im Advent die Weihnachtslieder erklingen, die Märkte „Weihnachtsmärkte“ heißen und die Weihnachtskekse bereits gegessen werden. Die ältere religiöse Logik, nach der die Zeit vor dem großen Fest als Zeit des Fastens und der Selbstkritik begangen wird, sie ist fast ganz verschwunden.

Dabei kommt die Verschiebung hin zum fröhlichen, festlichen Advent nicht von ungefähr. Denn wenn das neue Kirchenjahr *am Ersten Advent* beginnt, bekommt auch *der* Gottesdienst einen festlichen Charakter. Nur steht da nicht schon die Erzählung von der Geburt des Messias im Mittelpunkt, sondern eine andere: die Erzählung davon, wie der erwachsene Jesus von Nazareth als König und Messias in die Stadt Jerusalem einzieht. Pikanter- und interessanterweise allerdings auf einem Esel, statt hoch zu Ross. Auf Augenhöhe zu denen, die ihn sehen, transportiert vom Lastentier der gewöhnlichen Leute. Und lange wird der allgemeine Jubel darüber nicht halten.

Zum König gehört in der Antike das Zepter: ein reichgeschmückter Prunkstab. Er symbolisiert die Macht, dabei freilich nicht nur den Reichtum als Zeichen der Macht, sondern auch die Macht der Rechtsprechung. Das zeigte an: Der König sorgt für Recht und Gerechtigkeit, er ist die Instanz, die entscheidet – und hoffentlich sind seine Entscheidungen gerechte Urteile statt Willkürherrschaft. Der erste Advent nimmt damit schon *eine* Weihnachtsdeutung vorweg. Es geht um die Ankunft des Gesalbten Gottes, eines Königs anderer Art.

(II. Die Strophe aus „Macht hoch die Tür“)

Im Adventslied „Macht hoch die Tür“ wird dieser König besungen. Wir haben es gleich zu Beginn unserer Feier heute noch einmal getan. Da lautete die zweite Strophe:

„Er ist gerecht, ein Helfer wert, Sanftmütigkeit ist sein Gefährt, sein Königskron ist Heiligkeit, sein Zepter ist Barmherzigkeit; all unsere Not zum Ende er bringt, deshalb jauchzt, mit Freuden singt: Gelobet sei mein Gott, mein Heiland groß von Tat.“

Ein Jubel- und Feierlied ist das – bereits für den Anfang des Advents. Eine Blaupause für Weihnachten: Der, der zu Weihnachten als Baby geboren wird, ist der zukünftige König der besonderen Art. Ein König der Art, dass die Weisen aus dem

Morgenland zur Krippe im Stall anreisen – und dass ihn als erstes gewöhnliche Hirten, die zufällig in der Gegend sind, bemerken. Ein König der Art, dass er in einer Notunterkunft geboren wird. Einer, zu dessen Geburt sich aber auch der Himmel öffnet, so dass wir Hörer der Weihnachtsgeschichte das Jubeln der Engel mitbekommen.

Man mag das als romantisch oder phantastisch belächeln. Kitschig wurde und wird es jedenfalls auch gerne dargestellt. Aber unterschätzen wir nicht solchen Zauber. Denn der Zauber zielt aufs Wesentliche: „Er ist gerecht, ein Helfer wert; Sanftmütigkeit ist sein Gefährt, sein Königskron ist Heiligkeit, sein Zepter ist Barmherzigkeit.“ Es geht hier um Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, um „er ist gerecht, ein Helfer wert“ und um „sein Zepter ist Barmherzigkeit“.

(III. Die Frage nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit)

Gerechtigkeit und Barmherzigkeit – das Wesentliche, was Menschen im Leben brauchen, damals wie heute. Wo wären wir heute Abend, ohne die Gerechtigkeit, die der Rechtsstaat zu schaffen versucht. Und wo wären wir ohne die Barmherzigkeit anderer Menschen gegenüber demjenigen Baby, als das *wir selbst* auf die Welt gekommen sind. Gerechtigkeit *und* Barmherzigkeit, Barmherzigkeit *und* Gerechtigkeit.

Leicht ist es, darin übereinzustimmen, dass nicht Willkür und Krieg und Hass regieren dürfen. Auch ist eigentlich klar, dass es stattdessen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit braucht. Aber wie verhalten sich Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zueinander? Sie sind nicht genau das Gleiche, aber gehören zusammen.

Denn im Spannungsfeld zwischen beidem liegt das gute Leben – mit all seiner Kompliziertheit. Es lohnt sich, dem nachzugehen. Hier in der Schlosskirche im Hauptgebäude der Universität finden in der Vorlesungszeit am Sonntagmorgen um 11 Uhr akademische Gottesdienste statt. Die im laufenden Semester stehen unter dem Obertitel: „Gerechtigkeit und Barmherzigkeit – Gotteseigenschaften und die globale Sozialkultur.“

Gerechtigkeit *und* Barmherzigkeit. Um die Gestaltung dieses Doppels geht es auch in den großen politischen Fragen – bei der Debatte um das Umgehen mit Migration genauso wie bei der um Hartz IV bzw. unbedingtes Grundeinkommen. Und es geht genauso darum, wenn wir versuchen, gemeinsam mit Kindern Familie zu gestalten und ebenso in der Partnerschaft – gerecht und barmherzig.

(IV. Die Weihnachtsfrage nach Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit)

Was hat Weihnachten damit zu tun? Also: Was heißt es, wenn die gesellschaftspolitische und sozialpolitische Frage von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit so gestellt wird, dass man sie zurückverfolgt bis hin auf die Frage nach Gott. Und was für einen Unterschied sollte das ausmachen?

Das Kind in der Krippe, dieses Kind in der Krippe – sich dessen immer wieder neue Jahr für Jahr zu erinnern, das macht doch letztlich erst dann richtig Sinn, wenn es nicht nur Erinnerung an eine schöne Legende ist, sondern auch etwas

von deren wahrem Kern erschließt. Die Weihnachtsgeschichte lohnt es sich doch erst dann zu wiederholen, wenn sie nicht nur im Museum der Vergangenheit bleibt und sei es dem Museum der je eigenen Kinderzeit, sondern wenn sie uns auch nach vorne führt in die Jetztzeit.

Die Weihnachtsgeschichte ruft mit dem Adventslied nicht nur das Gerechtigkeits- und Barmherzigkeitsthema der eigenen Gesellschaft und des eigenen Lebens auf. Sondern sie tut es so, dass sie das Thema an die Vorstellung von Gott koppelt.

Sie lenkt die Aufmerksamkeit hin zur Frage nach der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes. Damit macht sie es zur Frage nach Gerechtigkeit und Barmherzigkeit überhaupt, nach letzter Gerechtigkeit und Barmherzigkeit.

Sie geht also hinaus über die Frage, wie gerecht und wie barmherzig *wir* unsere Welt hinbekommen. Da gibt es ja auch viel Anlass für einigen Zweifel – im Großen wie im Kleinen. Etwa in Sachen Generationengerechtigkeit angesichts des Klimawandels und Barmherzigkeit gegenüber den Ländern, die bei der globalen Erwärmung absaufen oder vertrocknen. Diese Mängel sind uns eigentlich auch klar. Doch dahinter, scheinbar weniger offensichtlich, tut sich die Frage mit auf, wie gerecht und barmherzig denn überhaupt die Welt ist: Himmel und Erde, Anfang und Ende, Urknall und Kosmos.

(V. Die Weihnachtsgeschichte – mehr als eine Idylle)

Diese Frage wird verstärkt durch das Adventslied, wenn es behauptet: „Er ist gerecht“ und „sein Zepter ist Barmherzigkeit“. Es spielt uns damit das zu, was die Religion jenes Volkes aus dem Mittelmeerraum bestimmte und bestimmt, das Volk der Juden. Ein Volk, das nicht mehr als ein paar Jahrhunderte lang in der Antike selber einen König hatte. Das aber trotzdem weiterüberlebte, weil es solche Geschichten weitererzählte und aufschrieb, die sich um den gerechten und barmherzigen Gott drehen: Wie dieser Gott den Kain, den ersten Brudermörder aus dem mythischen Paar der ersten beiden Kinder, überleben ließ; wie dieser Gott wenige auf einer Arche Noah in der großen Flut danach wieder neu anfangen ließ; wie er mit deren Nachfahren einen Bund schloss, den sie dann doch brachen; wie er das ungerecht und unbarmherzig gewordene Königtum seines eigenen Volks untergehenließ, aber die Überlebenden begleitete. Das ist was anderes als unkritische Selbstbeweihräucherung der eigenen Volksgeschichte und Volkshelden.

Es sind Geschichten von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit *Gottes*. Davon, dass *diese* die Möglichkeiten zur Gerechtigkeit und Barmherzigkeit der Menschen qualitativ übersteigt – und aber gerade deshalb der Pflege von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit unter Menschen zugutekommt.

Wieso dies? Weil diese Gottesgeschichten ständig und konsequent den Menschen den Spiegel vor Augen halten. Mit einer ernüchternden und einer ermutigenden Botschaft. Ernüchternd für alle *die* Menschen, die meinten, sie hätten alles im Griff. Ernüchternd auch für die Selbstüberschätzung von Machtinstanzen damals wie von heute.

Und diese Botschaft, die sich so in einem Volk entwickelt hat, übersprang konsequenterweise die nationalen Grenzen und wurde gerade in ihrer christlichen Ausprägung zur Botschaft für alle Welt. Man mag von ihrem Inhalt dabei auch in anderen Religionen etwas wiedererkennen und lernen in diversen Kulturen, nicht zuletzt auch in Musik und Literatur – bis hin zum ganz gewöhnlichen Alltag.

Die Weihnachtsgeschichte erzählt die Botschaft so: Die Geburt des eigentlichen Königs ereignete sich der Weise, dass die da oben es gar nicht bemerkten, der Kaiser Augustus in Rom ebenso wenig wie der von ihm eingesetzte König Herodes in Jerusalem. Einige Hirten vor Ort und einige ausländische Sucher aus dem Morgenland, *die* allerdings bemerkten es sehr wohl. Die Macht von Diktatoren ist ein Witz mit ihrem Wahn, dass totale Herrschaft siegen könnte – und Weltreiche haben auch ihre Zeit. Menschen kann man ans Kreuz nageln, aber die Botschaften der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht. Menschliche Gerechtigkeitsregeln können trickreich in ihr Gegenteil verändert werden, aber Gottes Gerechtigkeit vergisst die Untaten nicht.

Darum auch die Endzeitbotschaft jenes Jesus von Nazareth – *für* die Opfer von Ungerechtigkeit und als Mahnung an die Täter: Am Ende der Zeiten wird Gericht gehalten. Aber dieser Jesus erzählte auch dies: Menschliche Fähigkeit zur Barmherzigkeit hat erwartbar ihre Grenzen, doch die Botschaft der Liebe Gottes nicht. Und darum ist selbst Feindesliebe mehr als eine Utopie.

Das alles verknüpft sich mit dem Kind in der Krippe, von dem das Adventslied singt, dieser neugeborene König sei gerecht und barmherzig, denn es besingt darin die Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes.

Und es besingt, dass sie auf Erden ankommt und auf Erden wirkt. Hier und Jetzt. Es ist der Widerspruch gegen menschliches Unrecht, das als Unrecht bei Gott unvergessen bleibt; es ist die Zuwendung jetzt und gerade bei denen, die sie besonders deutlich brauchen, sofort und egal, wer du bist, für dich als Kind, als Kranker, als Armer, als Sünder, als Opfer deiner Zeit. Das alles wird von der Krippe her angelegt.

Dazu die Geschichten von diesem Jesus, dem Heiland, darüber, was der tut und was er erzählt, ein paar Jahre lang, bevor er nur kurz nach seinem Eselseinzug in Jerusalem demonstrativ ans Kreuz genagelt und damit umgebracht wird.

Weihnachten ist also mehr als eine Idylle.

(VI. Barmherzigkeit fürs Weihnachtsfest 2018)

Und doch ist Weihnachten ein Fest. „Sein Zepter ist Barmherzigkeit.“ Vor all dem eben genannten Hintergrund kann und soll Weihnachten gerade als Fest der Freude und der Barmherzigkeit wirken.

Und in der Barmherzigkeit gegenüber unseren Lieben und gegenüber uns selbst liegt die Pointe für das Feiern eines guten Weihnachtsfests 2018. Es braucht sich nicht der Zauber der Weihnachtsfeiern aus der eignen Kindheit perfekt noch einmal genauso zu wiederholen – die Erinnerung, die das Damals gerne vergol-

det, spielt uns ja ohnehin einige Streiche. Es brauchen die Geschenke, die wir einander versuchen zu machen und die wir bekommen, nicht die allerperfektesten zu sein. Es reicht, wenn sie gut gemeint waren.

Es brauchen nicht die familiären Spannungen an diesem Tag alle wie weggeblasen sein – es reicht doch, selber und miteinander sie nicht noch anzufachen. Vielleicht war das Jahr 2018 dein großes Glücksjahr, vielleicht auch dein großes Unglücksjahr – und höchstwahrscheinlich war es letztlich etwas dazwischen, irgendeine Mischung aus guten und schlechten Zeiten und Erfahrungen.

Nimm das Glück, das du erfuhst, dankbar in die Feier heute Abend mit hinein als dein besonderes Weihnachtsgeschenk. Und umgekehrt brauchst du auch das Unglück nicht versuchen ganz zu verdrängen; nimm aber doch auch wahr, dass dennoch jetzt du dir heute Freude versuchst zu bereiten und dass andere dir versuchen Freude zu bereiten.

Und ein Letztes: Dies alles ist jedenfalls mehr als bloße versuchte Selbstsuggestion – wenn du dir dasjenige Geschenk sagen lässt, das die Weihnachtsbotschaft versucht, in dein Herz zu legen: Dass Gott sich um dich kümmert. Er nimmt die Ungerechtigkeit auf, damit du nicht in den Zirkel der Rache jetzt *gegen* andere oder gar *gegen* dich selbst verfallen musst. Er stellt dir seine Barmherzigkeit vor Augen, damit du nicht dem Unfrieden mit dir selbst und mit anderen das letzte Wort geben musst, damit du stattdessen der göttlichen Qualität von Frieden, Frieden *mit* dir selbst und Frieden *mit* den anderen, die Chance gibst – wenn doch der barmherzige Gott sie dir schenkt. Denn, wie sagte es das Lied? „Sein Zepter ist Barmherzigkeit.“

Morgenländische Weisheit – Licht vom Osten: Mt 2,1-12

Prof. Dr. Hermut Löhr

06.01.2019, Epiphania

Liebe Schwestern und Brüder,
wenn wir, wie das thematische Stichwort für die Predigt in diesem Gottesdienst vorgibt, wenn wir heute Morgen aufbrechen zur Suche nach „morgenländischer Weisheit“, so ist uns doch sogleich klar, dass für jede und für jeden von uns das Morgenland woanders ist: Seit wir nicht nur wissen, sondern entdeckt, erfahren, besser: erflogen haben, dass die Erde eine Kugel ist, seit die Erde *erfahrbar* eine Kugel ist, seitdem ist der Osten, ist das Morgenland nicht mehr ein Fixpunkt, sondern eine individuelle Orientierung, ein Ideal oder auch eine Phantasie.

So, wie wir vor ein paar Tagen wieder daran erinnert wurden, dass die Mitternacht auf unserem Globus den Menschen und Völkern zu unterschiedlichen Zeiten schlägt, so geht für uns auch die Sonne über sehr unterschiedlichen Ländern und Meeren auf. Dazu müssen wir nicht einmal Astro-Alex fragen. Der Globus dreht sich unter unseren Füßen, und nicht immer sind wir flink genug, um mitzukommen, und wenn wir meinen, fest zu stehen, drehen wir uns doch in Wahrheit mit.

Und so wie das Aufgehen des Lichts – die Morgendämmerung, der „dawn“ – ein immer wieder gesehenes Bild ist für Anfang, Erhellung von Geist und Seele, Aufbruch, so wird die Tatsache, dass wir von unterschiedlichen Standpunkten aus auf ein je unterschiedliches Morgenland blicken, zum Gleichnis dafür, dass wir Anfang, Aufbruch, Erhellung von Geist und Seele an sehr unterschiedlichen Orten finden können. Das ist nicht bloß ein Phänomen der Neuzeit, oder der neuesten Zeit, mit ihrem Einerseits – Andererseits von hoher Individualität und dichter globaler Vernetzung. Nein, nicht erst heute blicken wir suchend umher; wohl seitdem Menschen ihre Augen heben und über den Horizont hinausblicken können, finden sie Ermutigung, Einsicht und Erleuchtung in sehr unterschiedlichen Regionen der Welt und des Himmels.

* * *

Die Legende, die uns in Matthäus 2 überliefert ist, erzählt davon:

1 Da Jesus geboren war zu Bethlehem in Judäa zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise aus dem Morgenland nach Jerusalem und sprachen:

2 Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern aufgehen sehen und sind gekommen, ihn anzubeten.

3 Als das der König Herodes hörte, erschrak er und mit ihm ganz Jerusalem,

4 und er ließ zusammenkommen alle Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes und erforschte von ihnen, wo der Christus geboren werden sollte.

5 Und sie sagten ihm: In Bethlehem in Judäa; denn so steht geschrieben durch den Propheten (Micha 5,1):

6 »Und du, Bethlehem im Lande Juda, bist mitnichten die kleinste unter den Fürsten Judas; denn aus dir wird kommen der Fürst, der mein Volk Israel weiden soll.«

7 Da rief Herodes die Weisen heimlich zu sich und erkundete genau von ihnen, wann der Stern erschienen wäre,

8 und schickte sie nach Bethlehem und sprach: Zieht hin und forschet fleißig nach dem Kindlein; und wenn ihr's findet, so sagt mir's wieder, dass auch ich komme und es anbetet.

9 Als sie nun den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie hatten aufgehen sehen, ging vor ihnen her, bis er über dem Ort stand, wo das Kindlein war.

10 Da sie den Stern sahen, wurden sie hocheifrig

11 und gingen in das Haus und sahen das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.

12 Und da ihnen im Traum befohlen wurde, nicht wieder zu Herodes zurückzukehren, zogen sie auf einem andern Weg wieder in ihr Land.

Das ist, liebe Schwestern und Brüder, eine großartige Geschichte, die viele Bilder in unsere Seele malt, und so können wir leicht verstehen, dass sie für die Tradition unseres Glaubens und Hoffens so anregend, so reichlich bild-spendend wurde. Wir müssten heute Nachmittag nur nach Köln fahren, um uns einige dieser großartigen und glänzenden Bilder wieder vor Augen zu führen.

Mir gefällt diese Legende deshalb so gut, weil sie unsere Erwartungen zwar aufnimmt oder „bedient“, wie man so schön sagt, an lange Bekanntes und Gehörtes und Gesehenes erinnert, aber weil sie zugleich auch andere Wendungen nimmt, uns überrascht, neue Bilder in unsere Seele malt, uns in neue Richtungen blicken lässt und uns auf neue Wege führt.

Schauen wir also etwas genauer zu:

Woher die „Weisen“, oder die „Magier“ kommen, wird gar nicht so ganz deutlich: Der Sonnenaufgang, der Osten, von dem hier die Rede ist, ist ja bekanntlich weit; es gibt – Gott sei Dank, möchte man bisweilen sagen – nicht nur Anatolien, nicht nur den nahen und mittleren Osten, es gibt ja auch den fernen Osten, in dem auch manche unter uns Ermutigung, Einsicht und Erleuchtung suchen.

Die Fremden könnten aus Medien oder Persien kommen, dem Land der *magoi*, der Priester und Sternengucker, vielleicht aber auch aus Babylonien, oder vielleicht aus Arabien, da, wo sich Weihrauch und Myrrhe finden. Oder vielleicht

kommen sie aus dem legendären „Südland“, aus Äthiopien etwa, um so denselben Weg zu gehen wie die sagenhafte Königin von Saba, die bei König Salomo in Jerusalem mehr Weisheit fand als sonst wo auf dem Globus. Sie lohnte es ihn mit „hundertzwanzig Zentnern Gold und sehr viel Spezerei und Edelsteinen. Es kam nie mehr so viel Spezerei ins Land, wie die Königin von Saba dem König Salomo gab.“ So steht es geschrieben im Buch der Könige im zehnten Kapitel. Ist hier denn mehr als Salomo?

Nun, es kommt keine Königin mit einem Cargo voller Gaben, aber doch kommen fremdländische Weise mit Gastgeschenken aus ihren Schätzen wie für einen König, Kundige, Menschen, die den Blick heben und über den Horizont hinaus schauen zum Himmel. Was sie da dann sehen, könnte freilich vermutlich jeder sehen; eine Verherrlichung menschlicher Weisheit oder – was ja noch einmal etwas anderes ist – ein besonderes Lob der Wissenschaft – höre ich nicht aus diesen Zeilen. Für die Weisen aus dem Morgenland – oder aus dem Südland oder aus unterschiedlichen Weltgegenden – geht im Osten ein Licht auf –also so über Japan oder Kanada?, und dieses Licht aus dem Osten –der für andere Westen sein mag – dieses Licht aus dem Osten bringt sie dazu, nicht in ihrer morgenländischen oder südländischen oder globalen Weisheit zu verharren, sondern sich zu erinnern und sich auf den Weg zu machen, gen Norden, gen Westen, wie auch immer? Merkt ihr, wie sich der Globus unter unseren Füßen zu drehen beginnt? Merkt ihr, dass es auch hier, wie immer im Leben, auf den Standpunkt ankommt? Halten wir Schritt? Aber es geht ja gar nicht ums Stehenbleiben, es geht vielmehr ums Aufbrechen. Die Weisen bleiben nicht bei sich, sie bleiben nicht für sich selbst weise oder klug, sie brechen auf, sie werden zu Forschenden und Suchenden, zu Wanderern.

Dass das Heil von den Juden kommt, dass Rettung für Israel und für das Ende der Zeit für alle vom Zion her verheißen ist, das wissen die Weisen noch, vielleicht aus den alten, heiligen Büchern eines fremden Glaubens, die sich in ihren Bibliotheken finden. Diese Legende, das ganze Matthäus-Evangelium, ja unsere heilige Schrift Alten und Neuen Testaments besteht darauf, fast ärgerlich penetrant, dass das Heil von den Juden kommt, dass Rettung für Israel und für alle zuletzt vom Zion her verheißen ist und dass Gott, der Herr des Himmels und der Erde, das Werk seiner Hände, sein geliebtes Volk Israel, nicht fahren lässt. Das ist nicht generalisierbar, das ist nicht abstrahierbar, das ist nicht von allgemeiner Weisheit, das bleibt ärgerlich punktuell, geschichtlich, geographisch konkret. Und wir anderen, wir müssen uns auf den Weg machen und hinzutreten, wollen wir sehen und verstehen.

Daher die zahlreichen Anspielungen unserer Legende, auf Salomo – doch hier ist noch mehr als Salomo, oder? Anspielungen auf Propheten und Prophetenworte, und auf die Königin aus Saba mit ihren Gaben. Darum die Erfüllungszitate im gan-

zen Matthäus-Evangelium. Deshalb die Rede vom König der Juden – INRI –, dem Gesalbten. Darum unsere Bibel in zwei zusammengehörenden, unterschiedenen, aber untrennbaren Teilen. Das einhellige Zeugnis der Bibel, der alten heiligen Bibliothek, ist Teil unseres Glaubensgedächtnisses und unseres Glaubensbekenntnisses; und wer dies vergisst, bekennt nicht recht. Das ist die *eine* wichtige Erhellung, die uns der Texte heute Morgen bringt: *Das Heil kommt von den Juden, Rettung ist für Israel und allen zuletzt vom Zion her verheißen.*

* * *

Achten wir nun genauer auf den Stern! Man hat ja versucht, diesen legendarischen Stern astronomisch zu identifizieren, mit einer Planetenkonstellation etwa, oder einer Sternexplosion, einer Supernova, oder einem Kometen, oder noch genauer, mit dem berühmten Halley'schen Kometen, an den die Älteren von uns sich noch erinnern und den die Jüngeren unter uns, so Gott will, wieder sehen werden. 2061 ist es wieder so weit – haltet durch! Hat die Bibel in *dieser* Weise recht? Will sie, kann sie so vor den Wissenschaften unserer Tage bestehen? Ich glaube es nicht.

Wie dem auch sei: Die Weisen werden auf den Stern doch offenbar deshalb aufmerksam, weil er neu am Himmel steht, oder zumindest neu in der Himmelsregion, in der sie ihn entdecken. Im Morgenland geht ihnen ein Licht im Osten auf – also so über Japan oder Kanada vielleicht? – und so, wie einem im Morgenland ein neues Licht aufgehen kann, so dann ja vielleicht auch im Südländ, im Abendland oder am Nordpol. Aber was folgt daraus?

Es ist übrigens auch nicht so, dass dieser neue Stern nun gleich zu wandern anfängt, nein, das neue Licht als Zeichen zu interpretieren, das nach Westen oder Norden, das nach *Jerusalem* weist, das ist nun die Interpretations- und Erinnerungsleistung der Weisen, die in den alten fremden Büchern bewandert sind und die es nicht vergessen haben: Das Heil kommt von den Juden, Rettung ist für Israel und für alle vom Zion her verheißen – kommt nur und seht! Diese Hoffnung und Verheißung lassen uns nicht, egal wo wir stehen und gehen, in *eine* Himmelsrichtung starren, sondern sie lassen uns, von wo auch immer, aus welcher Perspektive auch immer, auf Israel und Zion blicken, von Osten und Westen, von Norden und Süden.

Und es sind diese Einsicht und Erinnerung, welche die Weisen in die alte kleine Königsstadt im Westen, die sie nach Jerusalem führen. Kommt und seht, was dort geschieht! Kommt und seht, wie der Thronfolger aussieht! Kommt und seht, ob hier vielleicht (diesmal) mehr ist als Salomo! Normalerweise sind Thronfolger und politische Ziehkinder ja eher eine Enttäuschung, oder?

Erneut überrascht uns die Legende, indem sie das Bekannte und Erwartbare mit dem Überraschenden und Neuen verknüpft. Denn die Bewegung von Osten nach Westen, in der wir den Weisen gefolgt sind, kommt in Jerusalem nicht zum Stillstand; erneut wird ein Aufbruch geschildert, ein kleiner zwar, aber umso bedeutender. Erneut eine Richtungsänderung, erneut eine Änderung von Perspektive und Blickrichtung. Und dies, darin liegt die feine Ironie dieses Erzählstück, geschieht nicht gegen, sondern mit der alten und bekannten Tradition. Nimm und lies, komm und sieh!

Dass man im Herrscherhaus Herodes da über die Jahre und Jahrzehnte etwas nachlässig und vergesslich geworden ist, ist schon zu verstehen: Wozu braucht es *noch* einen Thronfolger, *noch* ein politisches Ziehkind? Der Palast ist voll davon. Ist nicht alles gut und geregelt? Dass ER die Gewaltigen auch einmal vom Thron stößt, welcher der Gewaltigen damals wie heute denkt daran, auf dass er klug werde?

Aber man misst im Haus Herodes dem Ganzen immerhin doch Bedeutung bei, und siehe da, die alte, aber wohl zu wenig gelesene Bibliothek gibt Erstaunliches preis: Wenn man denn überhaupt von einem Königskind Heil und Rettung erwartet, wenn man denn überhaupt an einen Thronfolger die Hoffnung auf Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit knüpft – selbstverständlich ist das nicht! — dann müsst ihr, so steht es geschrieben im Buch des Propheten Micha, dann müsst ihr, so bestätigen es die Priester und Gelehrten, nicht auf Jerusalem blicken, nicht auf die alte Königsstadt, sondern eben etwas weiter südöstlich, eine Bogensekunde nur, nach Bethlehem, dem Städtchen, in dem Isai einst Wurzeln schlug und David geboren wurde. Das haben auch wir ja noch im Ohr, ein paar Tage nach dem heiligen Abend: „Und du, Bethlehem Efrata, aus dir soll mir der kommen, der in Israel Herr sei, dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ Das steht nicht erst im Neuen Testament, das steht viel weiter vorne in der alten Bibliothek! Kommt und lest und seht und vergesst es nicht!

Und so entsteht nun eine ganz *ungewöhnliche* Konstellation: Der herrschende König, der mit Thronprätendenten so seine eigenen, unfreundlichen Pläne hat, die Weisen, die nun endlich ihre himmlische Einsicht auf Erden verifizieren wollen, und der Stern, der nun ein wenig zu wandern scheint, eine Bogensekunde nur, und der den Weg nach Bethlehem weist. Ein kurzer Weg, eine kleine Abweichung, örtlich wie zeitlich, eigentlich allen bekannt und geläufig, und doch überraschend. Und zugleich ist diese Konstellation *gefährlich*; die Agenten dieser Erzählung: der herrschende König, die Weisen, der Stern, verfolgen zwar dasselbe Ziel, aber nicht dieselben Absichten. Fast wie ein Wettlauf zwischen Heil und Unheil, zwischen Gut und Böse unter den Menschen. Oder ist es gar ein Wettlauf zwischen Himmel und Erde? Und doch ist diese ungewöhnliche und gefährliche Konstellation, diese weltgeschichtliche Sekunde, auch *verheißungsvoll*, denn sie

steht, so will es die Legende, am Anfang eines Weges, der *nicht* mit Golgatha endet und der bis heute nicht zu Ende ist.

Dies ist die zweite Einsicht, die ich aus dem Evangelium für heute aufnehme: Die alten Weisheiten und Verheißungen sind bedeutsam und lesens- und erinnerenswert. Und doch überrascht uns ihre Erfüllung: Ein König aus Davids Geschlecht? Ja, aber ein König ohne Hofstaat und Militär und Großreich! Ein weiser Herrscher? Ja, aber ohne Berater und Macht! Eine ewige Herrschaft? Ja, aber ohne Dynastie oder 1000jähriges Reich! *Die Verheißungen werden erfüllt, aber ihre Erfüllung wird uns noch überraschen.*

Die Geschichte geht weiter, wir wissen es: Die Weisen ziehen ihres Wegs. Herodes wütet in Bethlehem, doch er vermag die Hoffnung nicht auszulöschen. Maria und Joseph gehen mit ihrem Kind noch einmal den Weg ihres Volkes, nach Ägypten, von Ägypten zurück ins verheißene Land, in die Heimat. Doch auch dort kommt die Geschichte nicht zur Ruhe: Dort wird der Sohn des Zimmermanns und der Maria abgelehnt, und später geht er in der alten Königstadt in den Tod: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötetest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind!“ Doch auch das ist nicht das Ende der Geschichte, bis heute nicht. Von unseren ganz verschiedenen, schwankenden Standpunkten blicken wir hin auf Israel, auf Jerusalem, auf Bethlehem, auf Golgotha, wir hören hin auf die Verheißungen, die dort laut wurden, die sich dort schon erfüllten und noch erfüllen sollen.

Denn so steht es ja geschrieben im Buch des Propheten Jesaja:

„Mache dich auf, werde licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich, und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir. Und die Völker werden zu deinem Lichte ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird eure Herzen und Sinne in Christus Jesus bewahren. Amen.

Rechtstreue: Jes 42,1-9

Prof. Dr. Günter Röhser

13.01.2019, 1. Sonntag nach Epiphania

Liebe Gemeinde,
unser heutiger Predigttext aus dem Prophetenbuch Jesaja gibt uns eigentlich eher etwas zum Sehen als zum Lesen und Hören. Achten Sie einmal darauf, wie stark er Ihre Vorstellungskraft herausfordert und in Anspruch nimmt:

(Verlesung von V. 1-4)

Was haben Sie bis hierher gesehen?

„Seht, das ist mein Knecht, den ich halte“: Vor unseren Augen entsteht das Bild einer geheimnisvollen Gestalt, die – nach der Art altorientalischer Königsinschriften – von ihrem Gott gestützt wird und uns als den Sehenden in einer bestimmten Weise präsentiert wird. Wir als die Lesenden, Hörenden und Sehenden sind also unmittelbar angesprochen. Besondere Aufmerksamkeit ziehen die Bilder vom glimmenden und doch nicht verlöschenden Docht und vom geknickten und doch nicht zerbrechenden Rohr auf sich – sie lassen eine zurückhaltende und friedvolle Atmosphäre von Behutsamkeit, Menschlichkeit und Rücksichtnahme spüren, die im vorliegenden Zusammenhang ganz und gar überrascht. Denn in ihm geht es um die Durchsetzung von Recht unter den Völkern auf Erden.

Und eine spätere Zeit wird – bei entsprechender Bildung in griechischer Literatur – in dem stillen, nicht lärmenden Knecht, den man draußen nicht hören wird, unschwer das Gegenbild zu dem lärmenden, wichtigtuersischen und prozessgeilen attischen Geschworenen aus Aristophanes' Komödie „Die Wespen“ erkennen:

„Wenn im Gerichtshof wir lärmern und schrei'n,
da bleiben sie stehn, die vorübergehn,
und sprechen: Allmächtiger Zeus, das Gericht!
Wie es donnert und tobt!“⁶

In unseren Versen vom Gottesknecht donnert und tobt keiner, sondern es entsteht eine Atmosphäre der Solidarität mit den Niedergeschlagenen und Bedrängten, mit denen, die ihr Recht erst noch suchen. Hören wir weiter auf den Text – vor allem auf seine Bilder und die Wirkung, die sie entfalten:

(Verlesung von V. 5-9)

⁶ Übersetzung: Ludwig Seeger, 1846.

Hier hören wir – gewissermaßen als Kommentar zu dem Vorigen – zunächst einen direkten Zuspruch Gottes an den geheimnisvollen Knecht: „Ich, der Herr, ich und kein anderer habe dich gerufen und halte dich bei der Hand und behüte dich...“ Das folgende Bild ist Ihnen sicherlich – gerade in der Epiphaniasszeit – besonders eindrücklich: vom „Licht der Heiden, um die Augen der Blinden zu öffnen, die Gefangenen aus dem Gefängnis zu führen und, die da sitzen in der Finsternis, aus dem Kerker.“ Dies veranschaulicht noch einmal die Solidarität und Hilfe, die die Heil- und Rechtlosen brauchen und die sie vom Gottesknecht bekommen sollen, bevor dann wieder Gott direkt zu uns als hörenden und sehenden Adressaten spricht:

„Seht, was ich früher verkündigt habe, ist gekommen. So verkündige ich auch Neues; ehe denn es sprosst, lasse ich’s euch hören.“

Wir fragen: Wie sollen wir uns diesen geheimnisvollen Knecht genauer vorstellen? Wer ist er, und was ist das Neue, das Gott im Zusammenhang mit ihm verkündigen lässt?

Die neuere Exegese hat die vorliegenden Kapitel des Jesajabuchs als Teil einer Art „Lesedrama“ zu verstehen gelehrt, in dem die Lesenden bzw. Zuschauenden wie in einem Theaterstück immer wieder unmittelbar mit den Sprechern und Akteuren konfrontiert werden. Entstanden ist diese Textkomposition gegen Ende des babylonischen Exils. In ihr bringen die Verfasser ihre Gewissheit der kommenden Heilswende und Befreiung aus dem Exil zum Ausdruck und zugleich die neue und künftige Identität Israels zur Darstellung. Dabei geht es ihnen um nichts weniger als um die Rolle Israels im Heilsplan Gottes für alle Welt und mit allen Völkern. Wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, dass es in unserer und in anderen Szenen vom Gottesknecht in Teilen um das Gottesvolk Israel oder zumindest um einen Teil von Israel geht: Israel reflektiert und imaginiert sich in diesen dramatischen Texten und in dieser geheimnisvollen Gestalt selbst. – Was hat das mit uns als christliche Gemeinde zu tun? Eine ganze Menge – wie wir sehen werden.

Fragen wir also, was das Neue ist, das den Gottesknecht und unseren Text so besonders macht. Wir nähern uns dem am besten so, dass wir fragen, was an unserem Text *nicht* neu und besonders ist. Auch dies könnte ja für uns interessant und bedeutsam sein.

Da ist zunächst der Zusammenhang von Geist und Recht (V. 1b). Wir würden vielleicht erwarten, dass die Gabe des göttlichen Geistes für den Knecht ihn frei macht von allen überkommenen Strukturen und Ordnungen, ihn in Gegensatz dazu treten und Traditionen über Bord werfen lässt. Stattdessen: Rechtssetzung, die Aufrichtung von Recht und Gerechtigkeit unter den Menschen. Das ist und bleibt Gottes Wille: eine menschengerechte Ordnung des Zusammenlebens, in der Arme und Elende eine Chance erhalten, in der sie Hilfe und Rettung erfahren. Daran ändert sich nichts: Neben dem Aufbruch ins Ungeplante und Offene, zu

dem der Geist antreibt, steht als unveränderlicher Maßstab Gottes eigene Rechtstreue, sein Eintreten und Festhalten an Recht und Gerechtigkeit, und dazu befähigt er auch seinen Knecht durch die Gabe des Geistes. Ja, es ist zweifellos auch ein politischer Text, mit dem wir es hier zu tun haben; denn er richtet die Weisung Gottes, seine „Tora“ (V. 4b), für das Zusammenleben aller Menschen auf. Das ist nichts Geringes.

Nicht neu ist auch das Bekenntnis zu Gott als dem Schöpfer, Erhalter und Lenker aller Dinge (V. 5-7). Es kommt nur durch die Ankündigung der bevorstehenden Befreiung aus dem babylonischen Exil, die Polemik gegen die dortigen fremden Götter und die Einsicht in die damit verbundenen welt- und religionspolitischen Zusammenhänge besonders umfassend, klar und deutlich zum Ausdruck (dazu muss man nur die umgebenden Kapitel lesen). Gott bleibt in seinem Heilshandeln für Israel verlässlich, wie er es auch schon früher in seinem Bund mit dem Volk angekündigt und verheißen hatte.

Was bleibt nun als das Neue, das unser Text zu enthalten beansprucht und mit dem er vor seine Adressaten hintritt (V. 9b)?

Wir kommen ihm auf die Spur, wenn wir wieder auf die Bilder achten, die uns schon zu Beginn aufgefallen sind: „Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen ... Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Recht aufrichte.“ Im zeitgeschichtlichen Zusammenhang gelesen bedeutet das: Nach seiner eigenen Befreiung wird der Gottesknecht Israel nicht wieder – wie das bisher üblich war – ein neues Machtzentrum errichten und seine Feinde unterdrücken. Sondern er wird rücksichtsvoll und friedlich auf die Geknickten und fast Verlöschenden zugehen, weil er selbst ein geknickter und fast Verlöschender war und nur ganz und gar aus der erfahrenen Befreiung durch Gott lebt. Gott selbst muss und wird dafür sorgen, dass er nicht verlöscht und zerbricht, bis er seinen Auftrag erfüllt hat. Aber er ist und bleibt eine Existenz auf der Grenze, die aus sich selbst heraus nichts vermag. Deshalb spielt auch der direkte Zuspruch Gottes an ihn in unserer Szene eine besondere Rolle; denn Gott ist der eigentliche Akteur hinter der Sendung des Knechts.

Neu ist auch, dass auf diese Weise aus den heidnischen Feinden Israels plötzlich Objekte des göttlichen Heilshandelns werden: Der Knecht soll das Recht des Gottes Israels, des einen und wahren Gottes der ganzen Welt, und die Orientierung an Seinem Willen auch zu allen anderen Völkern bringen. So wird er, der Nicht-Verlöschende, zum Licht der Heiden. Durch Israel als Gottes Volk kommt das Heil Gottes zu den Völkern der Welt.

Fragt man nun, wie das konkret aussieht, so bleibt der Text eine direkte Antwort schuldig. Er bleibt darin geheimnisvoll andeutend und die Knechtsgestalt in seinem Zentrum bleibt es auch. An eine weltweite Verkündigungstätigkeit von Israe-

liten ist wohl nicht gedacht, unter den damaligen politischen Verhältnissen auch kaum denkbar. Aber ich könnte mir denken, dass der Verfasser andeuten will: Durch seine bloße Existenz als geretteter und befreiter Diener Gottes – und nur so, durch sein Lebenszeugnis – wird Israel die Völker der Welt für den befreienden und rettenden Gott Israels gewinnen. Als glimmender und nicht verlöschender Docht und als geknicktes, aber nicht zerbrechendes Rohr, das seinerseits auf andere zu verlöschen und zu zerbrechen Drohende zugeht, ist es schon an und für sich ein Zeuge für die rettende und bewahrende Macht Gottes in einer Welt wechselnder politischer Großmächte und ihrer Unterdrückungssysteme und lädt dazu ein, nach dem Recht dieses Gottes zu fragen.

Es verwundert nicht, dass die ersten Christen schon sehr bald in dieser zerbrechlichen, zurückhaltenden und hilfreich zugewandten Gestalt ihren Christus Jesus wiedererkannt haben. Seine Präsentation durch Gott bei der Taufe mit einer direkten Anspielung auf unsere Szene haben wir im heutigen Evangelium gehört (ebenfalls mit einer doppelten Aufforderung zum Sehen): „Und siehe, da tat sich ihm der Himmel auf, und er sah den Geist Gottes wie eine Taube herabfahren und über sich kommen. Und siehe, eine Stimme aus dem Himmel sprach: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“ (Mt 3,16f). Und etwas weiter in seinem Evangelium zitiert Matthäus ausführlich die Beschreibung des Gottesknechts aus unserem Text in veränderter Gestalt und wendet sie unter anderem – sachlich nicht zu Unrecht – auf das helfende Handeln des wundertätigen Jesus an, welches nicht in der Öffentlichkeit, sondern nur in der Gruppe derer, die ihm nachfolgen, stattfindet und welches nicht dazu führen soll, ihn öffentlich bekannt zu machen (Mt 12,15-21). Sicherlich denkt Matthäus dabei auch an die „Mühseligen und Beladenen“ (11,28), die der Gottesknecht nicht fertigmachen, sondern denen er Ruhe und Entlastung verschaffen will. Am Ende gilt auch von dem Gottesknecht Jesus: Er verlischt und verlischt doch nicht endgültig, er wird geknickt und zerbricht doch nicht endgültig. Denn Gott handelt an ihm wie an dem geknickten und fast verlöschenden Israel.

Hier erkenne ich die wichtigste Klärung und Hilfe unseres Textes für unsere eigene Selbstverständigung als christliche Gemeinde. Denn unseren Text durchzieht eine ungeheure Spannung: Auf der einen Seite wird der Knecht nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man in der Öffentlichkeit nicht hören. Der Grund dafür liegt in seiner fragilen Existenz, die von sich aus nichts darstellt, was man rühmen und verkündigen könnte. Auf der anderen Seite wird sie aber weltweit sichtbar sein („Licht der Heiden“) und zur weltweiten Anerkennung des Gottes Israels führen. Wie soll das beides zusammengehen?

Der Knecht macht es nach unserer Auslegung vor: durch ein überzeugendes Lebenszeugnis für den rettenden und befreienden Gott – nicht herrschend, sondern dienend; nicht laut und gewaltsam, sondern sensibel und rücksichtsvoll; nicht selbstherrlich und rechthaberisch, sondern demütig und verständigungsbereit;

nicht drohend und strafend, sondern einladend und friedlich. Wir sollten uns fragen: Wie können wir selbst als Einzelne als Christinnen und Christen in unseren Familien, in der Stadtgesellschaft, in der Universität erkennbar werden, ohne aufzutumpfen und alles besser zu wissen? Wie können wir als christliche Gemeinde vor Ort, als ganze Kirche oder als weltweite Christenheit klar und deutlich einstehen für das Recht des Gottes Israels, ohne die Gebrochenheit unseres eigenen Lebens zu verleugnen oder zu überspielen? Wie kann ich auch berechnigte Interessen deutlich vertreten, ohne unverschämt zu sein?

Irgendwie tröstet es mich zu wissen, dass sogar die Existenz des Gottesknechtes von dieser ungeheuren, unauflöselichen Spannung bestimmt ist – letztlich ist es auch das Lebensmodell Jesu, wie das Neue Testament ihn sieht: verletztlich, bedroht und zu Tode getroffen, aber gerade dadurch Heil und Leben schaffend und die Welt bewegend!

Abschließend möchte ich noch einmal auf die politische Dimension des Textes zurückkommen. Zeitgenössisch ausgedrückt, könnte man sagen: Der Gottesknecht hat ein internationales Friedensmandat. Oder mit dem Untertitel unserer Predigtreihe: Er wirkt auf eine „globale Sozialkultur“ hin. Wenn das Recht Gottes bei den Völkern aufgerichtet ist, wird nicht nur denen Gerechtigkeit widerfahren, die ihr Recht noch suchen, sondern dies wird auch die Grundlage sein für eine internationale Rechts-, Sozial- und Friedensordnung für alle Völker. Wenn irgendwo in der Bibel, dann kommen wir hier in den Texten des Jesajabuches dieser politischen Vision der Neuzeit am nächsten. Derzeit scheint es so, als würde dieses Ziel von verschiedensten Seiten wieder vermehrt in Frage gestellt. Gerade deshalb möchte ich mir diese Vision nicht nehmen lassen. Gerade durch die Infragestellung wird einem ja erst recht deutlich, was man selber auf gar keinen Fall will: ein neues Gegeneinander der politischen Großmächte, durch die auch schon die Zeitgeschichte unseres Textes gekennzeichnet ist, statt einer Konzentration auf gemeinsame Aufgaben der Menschheit. Das Wirken des Gottesknechtes im Drama des Jesajabuches hat ein klares und eindeutiges Ziel: die *eine* Menschheit unter dem *einen* Gott und seinem Recht.

Von diesem Ziel scheinen wir weit entfernt. Menschlich geurteilt, ist weder eine weltweite Anerkennung des Gottes Israels noch die Durchsetzung einer internationalen Rechts-, Sozial- und Friedensordnung derzeit eine realistische Option. Aber gerade deshalb sind für uns als christliche Gemeinde die alten prophetischen Hoffnungsbilder umso wichtiger! Sie enthalten einen deutlichen Verheißungsüberschuss, der noch nicht eingelöst ist. Der redende und ankündigende Gott auf unserer Szene sagt genaugenommen nicht, was der Knecht tun *soll*, sondern was er tun *wird*: Sicher und effizient wird er das Recht zu den Heiden bringen. Er wird auf der ganzen Erde Gottes Recht aufrichten und alle Völker werden bereits darauf warten. Von einem weltweiten Erfolg dieser Sendung des Gottesknechtes sehen wir aber noch nicht viel.

Als Christen haben wir jedoch keinen Grund, uns in einer Weise, die unserem Text genau widerspräche: nämlich selbstherrlich, über Israel zu erheben: dass der Knecht seinen Auftrag verfehlt habe (oder ähnlich). Gottes weltweite Friedensordnung ist unter christlichem Vorzeichen bislang genauso wenig Realität geworden wie unter jüdischem, und wir müssen uns selber nach unserer Mitverantwortung und Rolle dabei fragen. Deshalb sprechen wir vom Verheißungsüberschuss des Alten Testaments, der auch durch Jesus Christus bislang nicht eingelöst worden ist. Auch wir haben nämlich die alten hebräischen Texte nur als Vision und Utopie, auch als Christen nur im Modus der Verheißung, der Hoffnung und der Bitte, nicht im Modus der Erfüllung und Vollendung. Das macht uns demütig und bescheiden und lehrt uns die Solidarität mit Israel. Und in dieser Haltung der Solidarität mit dem ersten Gottesknecht Israel singen wir jetzt auch das folgende Lied (EG 286). Wir folgen damit nämlich unserem Text, in dem auf die Szene mit dem Gottesknecht eine Aufforderung an das Publikum, nämlich die ganze Menschheit, folgt, in das Lob des Gottes Israels einzustimmen; und zwar soll es ein neues Lied sein, das dem neuen Handeln Gottes durch seinen Knecht entspricht. Wir fordern damit singend und lobend ein, was noch keine Realität ist: dass die ganze Welt Gott lobt und preist. Das ist aber das Schlussbild, mit dem dieser Akt des Dramas schon einmal vorgehend auf das Ganze endet:

(Verlesung von V. 10-12)

Gleicher Lohn für alle? Mt 20,1-16

Wiss. Mitarb. Inja Inderst

20.01.2019, 2. Sonntag nach Epiphania

Liebe Gemeinde,

Ist der Sinn für Gerechtigkeit eigentlich angeboren?

Meine Tochter (anderthalb) und mein Sohn (vier Jahre) sitzen am Küchentisch. Mein Sohn packt gerade einen kleinen Schokoladennikolaus aus, ein Überbleibsel aus den vergangenen Weihnachtstagen. Meine Tochter freut sich an ihrer Mandarine. Sie liebt Mandarinen und kann es immer kaum abwarten, bis endlich die Schale von der Frucht geschält ist und die so wunderbar natürlich vorportionierten Stückchen auseinander getrennt sind, sodass sie in ihrem kleinen Mund verschwinden können – und der klebrige Saft von ihrem Kinn auf ihren Pulli herunter tropft.

Jetzt aber wandert ihr Blick links zu ihrem großen Bruder. Ihr Kauen erstarrt augenblicklich. Ihre Augen sind weit aufgerissenen und taxieren das Stückchen Schokolade mit einem Fitzelchen Rest Glitzerpapier, das soeben in den Mund meines Sohnes verschwindet. Sie reißt ihre Arme in die Höhe, der Rest Mandarine fliegt durch die Luft, sie schmeißt sich über den Hochstuhl auf den Tisch und fängt ohrenbetäubend an zu schreien, was sie mit hämmernden Fäusten untermauert. Ich weiß jetzt: Zumindest ein Sinn für Ungerechtigkeit ist schon sehr früh angelegt. Der andere hat scheinbar etwas Besseres. Er hat, was ich nicht habe. Wir haben nicht das gleiche!

Ungerechtigkeit wird meist erst durch den Vergleich festgestellt.

Da steht Neas. Er war schon früh morgens auf dem Marktplatz, noch bevor die Sonne aufgegangen war, so wie viele andere Tagelöhner auch. Alle hofften darauf, dass ein Gutsherr aufmerksam auf sie würde, während jener sie taxierte. Neas hatte Glück – vielleicht lag es an seinem guten Körperbau, der den Weinbergbesitzer relativ sicher sein ließ, dass er in seinem Weinberg unter schwersten Bedingungen, wie der glühenden Hitze, einen Tag gute Arbeit verrichten konnte. Falls nicht, würde Neas zwischendurch nach Hause geschickt, um Kosten zu sparen. Das war das Recht jenes Gutsherrn, solche dachten sehr effizient und hielten sich an die Ordnungen.

Near brach – ein Glück – nicht zusammen. Er ist durchgeschwitzt, müde und seine Arme und sein Rücken schmerzen, aber er hat es geschafft und steht nun in der Reihe, um seinen Lohn zu erhalten. Einen Denar hatten der Gutsherr und er vereinbart.

Rechts neben Neas steht Julia. Julia hat Ihre Ausbildung zur Krankenschwester zu Ende gebracht. Und das richtig gut. Trotzdem begann sie anschließend ein Studium der BWL. Als Pflegekraft verdient sie ja nichts. Den Master schloss sie 8 Semester später ab. Ihr Schnitt kann sich sehen lassen. Julia strebt nun ihren Dr. an. Zuvor kam ihr erstes Kind zur Welt. 4 Jahre ist das nun her. Sie blieb die 3 Jahre während der Elternzeit zu Hause und versorgte ihr Kind. Dann ging sie auf Arbeitssuche.

Rechts neben Julia steht Tom. Tom ist Manager, sehr fleißig, ambitioniert und ein Organisationstalent. In der Firma verbringt er seine meiste Zeit. Bestimmt 60 Stunden die Woche. Oft auch noch abends zu Hause. Er trägt viel Verantwortung für seiner Mitarbeitenden. Muss viel durch die Welt jetten – für Freundschaften außerhalb der Firma hat er fast keine Zeit.

Neas, Julia und Tom warten nun auf ihre Auszahlung. Der Arbeitgeber kommt und gibt ihnen allen 1 Denar, angefangen bei Neas und zuletzt bei Tom.

Tom kann es nicht fassen. Den ganzen Tag hat er geschuftet, Leistung erbracht, gearbeitet, musste Mitarbeitende entlassen, was er auf den Tod nicht ausstehen kann, macht sich unbeliebt und trotzdem wollen doch alle die Produkte seiner Firma möglichst günstig, möglichst schnell und möglichst viel. Die Nachfrage bestimmt doch mein Handeln. Und das ist wirklich nicht einfach. Und jetzt widersetzt sich der Typ da jeder Ordnung und gibt ihm nicht mehr, als denen, die definitiv weniger Leistung erbracht haben? Die Frau da neben ihm. Die hat höchstens einen Masterabschluss. Berufserfahrung wird die kaum haben. Und der Mann ganz rechts, ein Zeitarbeiter. Von Bildungsweg kann man hier doch überhaupt nicht sprechen. Das was er macht, das kann doch jeder. Und jetzt bekommen beide genauso viel wie er und werden ihm gleichgestellt? Wozu dann den ganzen Stress in der Uni damals, das anstrengende Examen, die anschließende Ausbildung, das Hochkämpfen in der Firma?

Und auch Julia wird sauer: „Was starrt mich der Anzugmensch da eigentlich so an! Denkt wahrscheinlich, ich habe es noch zu nichts gebracht! Wenn der wüsste, dass ich bereits eine Ausbildung hinter mir habe, in einem wirklich verantwortungsvollen, spannenden, notwendigen und leider sehr unterbezahlten Job. Mein anschließendes Studium habe ich über Nebenjobs selbst finanziert –und trotzdem habe ich eine gute Leistung erbracht. Mutter bin ich auch schon. Das ist eine wirklich schöne Aufgabe, aber auch ein 24/7 Job! Immer auf Abruf. Einkaufen, wickeln, spielen, mit dem Kind, zum Arzt, wenn er krank ist, kuscheln, schimpfen, nachts aufstehen, wenn er weint – keine Nacht hab' ich durchgeschlafen, seit er auf der Welt ist, ganz normal mit Kindern. Eine geregelte Mittagspause gibt es als Vollzeitmama nicht. Jetzt ist der Kleine in der KiTa und ich kann mich endlich wieder der Karriere zuwenden. Seit einem Jahr habe ich Arbeit gesucht. Und was glaubst Du, was ich teilweise in Vorstellungsgesprächen gefragt wurde – bestimmt wurdest Du nicht gefragt: „Sie haben ja jetzt 3 Jahre *Pause* gemacht,

trauen Sie sich die Aufgaben hier überhaupt zu?“ Ja, manchmal dachte ich „ich werde nicht gebraucht, ich kann nichts, niemand hat mich gedungen.“, mir wurde nichts geschenkt. Das Gefühl kennt der andere da, links neben mir, bestimmt auch. Der tut mir schon auch Leid. Sieht so aus, als wenn er das Geld brauchen könnte. Soll ihm auch gegönnt sein. Aber zur Regel kann das auch nicht werden. Sonst macht ja niemand mehr diese notwendige Arbeit. Kommt und geht dann einfach wann er will.

Und auch Neas ist sauer: „Natürlich wird mir der Denar nicht gegönnt. Die wissen doch gar nicht, was Leid bedeutet. Die Elite, immer in ihrem Kreisen um sich selbst. 1 Denar, das reicht für den nächsten Tag. Meine Frau, ich und unsere 5 Kinder können morgen essen. Mit dem einen Denar kann ich ein paar kleine Fladenbrote und etwas Gemüse kaufen. Weiter als bis morgen kann ich nicht planen. Meine Familie lebt von der Hand in den Mund. Schon Haggai wusste: „Ein Lohnarbeiter arbeitet in einen durchlöcherten Beutel“ (Hag 1,6). Aber was würden die da oben ohne uns machen? Ohne uns, würden die auch nicht an der Spitze sitzen. Wer würde denn dann anpacken?

„Freundchen!“ – sagt da der Hausherr aus dem Gleichnis „Ich tue Dir kein Unrecht. [...] Ist Dein Blick böse, weil ich gut bin?“ – „Bist Du so neidisch, weil ich so großzügig bin?“

Ungerechtigkeit wird meist erst durch den Vergleich festgestellt.

„Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet – und Du hast sie uns gleichgestellt, die wir die Last und Hitze des *Tages* ausgehalten haben!“ Oder wie man es in diversen Talkshows hören konnte: „Arbeit muss sich doch lohnen!“ Das Gefühl ungerecht behandelt worden zu sein kommt schon zwischen den Kleinkindern am Küchentisch heraus. Und wenn dann alle gleichgestellt werden, dann passt uns das irgendwie auch nicht so ganz. Dem Tagelöhner in der Antike genauso wenig wie der fleißig arbeitenden Bevölkerung heute.

Was ist eigentlich gerecht? Geht es allein um Denare und Euros? Oder geht es nicht vielleicht auch um *Anerkennung*? Gesellschaftliche Anerkennung wird häufig in Zahlen ausgedrückt. Auf dem Gehaltscheck zeigen die Zahlen nach getaner Arbeit schwarz auf weiß, wie gut man gewesen ist. Hat jemand ein höheres Gehalt, liegt die Verletzung dann oft nicht darin, dass man denkt, man sei schlechter? Und weniger darin, dass der oder die andere sich mehr kaufen kann? Die Zahlen der Schulnoten hingegen bestimmen, was mal aus Dir werden wird. Schlechtere Schulnoten bringen Schülerinnen und Schüler zu Schulen, die für – oft noch – weniger angesehene Ausbildungsberufe qualifizieren. Gute Noten qualifizieren für den Gang zur Universität – und auch da klingt es in vielen Ohren seltsam, wenn eine Abiturientin oder ein Abiturient sagt, sie oder er möchte aber lieber eine Ausbildung machen. Dafür ist sie oder er doch „überqualifiziert“. Zah-

len beinhalten also gesellschaftliche Biographieerwartungen und zeigen außerdem an, was Du aus Dir gemacht hast. Es geht also um viel mehr, als um eine Leistungsmessung, die allein die getane Arbeit betrifft. Andere bewerten Dich, in dem was Du geleistet hast, oder leisten kannst. Kann man da viel anderes, als sich selbst auch so zu bewerten? Kann man da viel anderes, als sich dauernd mit anderen zu vergleichen? Und passiert es da nicht auch, dass man sich oder den anderen als „schlechter“ beurteilt und weniger gönnt?

Gott aber ist anders. Er nimmt eine andere Bewertung vor. Und damit das auch jede und jeder kapiert, ist dieses Gleichnis eine Provokation an den angeblich so gesunden Menschenverstand. Die Letzten werden *wie* die Ersten sein. Gott schaut auf das, was wir brauchen. Nämlich Anerkennung und Annahme. Egal, ob Du am Lebensabend seit dem Morgen geackert und geschuftet hast oder Dich erst in letzter Minute eingesetzt hast oder einsetzen konntest. So erscheint Gottes Gerechtigkeit in diesem Gleichnis! Und die hat Folgen: Durch das Vertrauen darauf, bedingungslos angenommen zu sein, vollkommen unabhängig davon, was man tun kann oder gemacht hat, wird man dazu befreit sich selbst annehmen zu können – ohne sich vergleichen zu müssen. Auf diese Weise kann Neid in Mitfreude und Mitgefühl verwandelt werden. Die Messzahlen relativieren sich. Der Abiturdurchschnitt und der Gehaltszettel sind *nicht* das ganze Leben.

Ich kann mir vorstellen, dass dies auch das zwischenmenschliche Gerechtigkeitsverständnis verändert. Wer hat Recht: „Arbeit muss sich lohnen!“ oder „Gleicher Lohn für alle!“? Mein Eindruck ist: Der Blick auf Gottes Gerechtigkeit hilft uns, die Frage offen zu halten und darüber zu sprechen. Wie bekommen wir es hin, dass es sich lohnt, sich anzustrengen und auch die Eurozahlen etwas davon abbilden, dass in der Gesellschaft nicht nur die Leistung, sondern auch der Bedarf anerkannt wird? Widersprechen sich „Arbeit muss sich lohnen“ und „bedingungsloses Grundeinkommen“ wirklich so extrem, wie es gerne dargestellt wird? Und darüber hinaus: Wäre es nicht ein Stück Himmel auf Erden, wenn wir uns nicht selbst und andere bewerten müssten, weil wir darauf vertrauen dürfen, dass wir längst angenommen sind?

Und übrigens: Es muss nicht immer kompliziert sein, für etwas Gleichheit zu sorgen: Meine Tochter kaut inzwischen genüsslich an ihrem Nikolaus, mein Sohn pellt gerade eine Mandarine. Ein Stückchen Anerkennung und ein Stückchen Frieden sind für beide wiederhergestellt.

Gnade und Gabe zur Gerechtigkeit – Adam und Christus: Röm 5,15b-19

Prof. Dr. Michael Meyer-Blanck

27.01.2019, 3. Sonntag nach Epiphania

Liebe Gemeinde!

„Lob der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit“ – so begann das Semester und so soll es auch enden: Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, sondern er rühme sich dessen, spricht Gott, „dass ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übt“, so hörten wir es im Semestereröffnungsgottesdienst mit Jeremia 9.

Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit, denn anderenfalls wäre sie unmenschlich. Die Barmherzigkeit aber vollendet sich in der Gerechtigkeit, denn sie gibt jedem, was zum Leben nötig ist – so haben wir es letzte Woche gehört mit dem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg Matthäus 20. Für die Bibel sind Gerechtigkeit und Barmherzigkeit nicht zu trennen.

Das alles soll heute noch einmal anklingen und der Plan des Universitätspredigers sieht vor, dass heute dazu der vielleicht stärkste, der kräftigste und der am weitesten greifende Text des Neuen Testaments gepredigt werden soll. Dieser Text behandelt unsere menschliche Erfahrung, aber er umfasst darüber hinaus die ganze Geschichte, die Welt und ihr gesamtes Schicksal.

Es geht um das Verhältnis zwischen *Adam* und *Christus*. Das Thema ist die *Wirklichkeit* des Menschen und die *Wahrheit* des Menschen, sein Abbild und sein Urbild. Um es noch spannender zu machen: Der Text steht in keiner Perikopenreihe. Zu kompliziert, zu heikel, zu spekulativ, zu weit von der Lebenswirklichkeit? Wir werden sehen.

15b Denn wenn durch die Sünde des Einen die Vielen gestorben sind, um wie viel mehr ist Gottes Gnade und Gabe den Vielen überreich zuteilgeworden in der Gnade des einen Menschen Jesus Christus.

16 Und nicht verhält es sich mit der Gabe wie mit dem, was durch den einen Sünder geschehen ist. Denn das Urteil hat von dem Einen her zur Verdammnis geführt, die Gnade aber hilft aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit.

17 Denn wenn wegen der Sünde des Einen der Tod geherrscht hat durch den Einen, um wie viel mehr werden die, welche die Fülle der Gnade und der Gabe der Gerechtigkeit empfangen, herrschen im Leben durch den Einen, Jesus Christus.

18 Wie nun durch die Sünde des Einen die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, so ist auch durch die Gerechtigkeit des Einen für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen, die zum Leben führt.

19 Denn wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die Vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des Einen die Vielen zu Gerechten.

Das erste, was wir hier lernen können, ist der kapitale performative Selbstwiderspruch, den Paulus in Szene setzt – und wie fruchtbar so etwas sein kann. Paulus benutzt den Vergleich zwischen Adam und Christus und bemerkt dazu zweimal, dass man die beiden eigentlich gar nicht vergleichen kann: Mit der Gabe verhält es sich *nicht* wie mit der Sünde. Das *Verhängnis* des Menschen, von dem er nicht loskommt, kann man nicht vergleichen mit der *Verheißung*. Die Sünde hat die Eigenschaft, sich zu verbreiten, sich auszudehnen wie ein übler Geruch, der alles verdirbt. Die Sünde kennt keine Grenzen. Ungerechtigkeit vermehrt sich. Dazu reicht ein Anfang und dieser Anfang reicht immer weiter. Sage keiner, das sei bloße Theorie leider ist das tragische Realität. Man muss nur an das heutige Datum erinnern, an den 27. Januar, den Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus.

Seit Adam, dem Einen, kommt es zur unbegrenzten, unaufhaltsamen Gewalt, das ist die eine Seite; die andere: „die Gnade aber hilft aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit“, so Paulus.

Man kann beide Ereignisse, Adam und Christus, nicht vergleichen; und wenn ja, dann verhalten sich beide genau umgekehrt. Einmal wird aus dem kleinen Anfang die Pluriformität der Ungerechtigkeit – bei Adam; einmal wird aus der großen, der unübersehbaren und unüberschaubaren Gewalt durch den Einen die Gerechtigkeit – durch Christus.

Man wird Paulus so verstehen können: Christus ist mit nichts und niemand zu vergleichen. Ihm kann man niemanden an die Seite stellen. *Wenn* man aber doch einen Vergleich wählen will, dann geht der nur mit Adam: Auch der war ein Einzelner mit grenzenloser Wirkung. Aber der Vergleich ist doch irgendwie falsch, merkt Paulus dazu gleich zweimal an.

*

Doch das ist nicht der einzige Einwand gegen die paulinische Argumentation. Vielen kommt heute der Gedanke komisch vor, dass durch das Handeln eines anderen schlechthin über das eigene Leben entschieden wird. „Für meine paar kleinen Sünden hätte er nicht sterben müssen“, sagte ein Jugendlicher in einem Interview zur Christologie.

Und darüber hinaus gibt es ja nicht nur die Gewalt unter Menschen, die moralische Ungerechtigkeit – es gibt ja auch die Ungerechtigkeit des Schicksals, die Erfahrung der tiefen Gottesferne im eigenen Leben – und das auch trotz der Verbindung mit Christus. „Mein Gott, der liebe Gott ist ungerecht“, sagt klagend Rita, die junge Ärztin, die fast zusammenbricht unter ihrem Beruf und die nebenbei noch ihre Mutter zu Tode zu pflegen hatte – „Mein Gott, der liebe Gott ist ungerecht“⁷.

Und das ist dann wohl tatsächlich der stärkste Einwand gegen den christlichen Glauben: Ja, es sind gewiss durch Adam – oder sonst wie – Gewalt und Leid in die

⁷ Fremde Heimat Kirche 82.

Welt gekommen, wo aber ist die zunehmende Gerechtigkeit? Wie in Psalm 42 wird die Seele so manches Mal zu sich selbst sprechen: „Wo ist nun Dein Gott?“ Und genau an dieser Stelle liegt das Besondere des paulinischen Vergleichs zwischen Adam und Christus. „Wo ist nun dein Gott?“ – auf diese Frage gibt Paulus eine Antwort: *Dein Gott ist in der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit*, die zwar verborgen ist, aber auch nicht unsichtbar. Die Gerechtigkeit kommt. Sie ist auf dem Weg.

Es passiert etwas. „Über Dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über Dir“, so lautet der Wochenspruch für die Woche nach dem letzten Epiphaniasonntag (Jes 60,2). Wir feiern die ans Licht kommende Gerechtigkeit – das ist der Sinn der Weihnachtszeit, die am kommenden Samstag (2. Februar) mit Mariä Lichtmess endet: Hervorkommen soll „die herzliche Barmherzigkeit Gottes“, damit sie „erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes – und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“, so lautet der adventliche Lobgesang des Zacharias (Lk 1,78f.). Der Herr geht auf. Die Gerechtigkeit erscheint und sie ist barmherzig. Weihnachten behält Recht.

Und damit verstehen wir noch genauer, warum der Vergleich zwischen Adam und Christus richtig und wichtig ist, letztlich danebengreift und gerade so weiterhilft. Adam, so Karl Barth in seinem berühmten Römerbriefkommentar, existiert eigentlich „nicht an sich, nicht als positive zweite Größe, nicht als eigener Pol in der Bewegung, sondern nur in seiner Aufhebung.“⁸ Ich versuche es ähnlich, aber einfacher zu formulieren: *Adam ist ein Symbol – aber Christus ist ein Mensch*. Das ist der unvergleichliche Unterschied. Das Symbol des Menschen und die Menschwerdung des Menschen stehen nebeneinander, sind aber – Gott sei Dank – inkompatibel. Die Sünde ist nicht unausweichlich und die Gnade ist kein Verhängnis. Beide sind eine Sache des gelebten Lebens – wie Jesus selbst, das Kind, der Mann, der Freund.

„Die Finsternis vergeht und das wahre Licht scheint jetzt“ (1 Joh 2,8b); das Symbol verblasst, und der Mensch lebt. Nicht verhält es sich mit der Gabe wie mit der Sünde, denn die Gnade hilft zur Gerechtigkeit.

Adam beschreibt unser Sein, aber Christus ist unser Werden. Adam ist Verhängnis, aber Christus ist Verheißung: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1 Joh 3,2). Adam ist Geschichte, aber Christus ist Ereignis. Christus ist Veränderung, Erscheinung, Epiphanie. Darum kann man das alles vergleichen, und man wird beim Vergleich das Unvergleichliche feststellen.

Und nun fasst Paulus diesen an sich schon dichten Gedankengang in dem besonders konzentrierten Vers 18 zusammen, den wir zum Schluss genauer ansehen:

18 Wie nun durch die Sünde des Einen die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, so ist auch durch die Gerechtigkeit des Einen für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen, die zum Leben führt.

⁸ 1928, 149

Mit Christus setzt sich die Gerechtigkeit in der Welt durch, die zum Leben führt und nicht weiter zum Tod. Die Rechtfertigung verändert den Menschen, so dass er von nun an auf dem Weg der Gerechtigkeit geht.

Die neueren Lutherübersetzungen gehen hier interpretatorisch vor und sprechen von der „Rechtfertigung, die zum Leben führt“; im Luthertext von 1912 aber hieß es noch sehr viel einfacher und elementarer, so wie bei Paulus selbst, gekommen sei „die Rechtfertigung des Lebens“, die *δικαιωσις ζωης*.

Was für ein schöner Ausdruck: Was könnte es Elementareres geben als die „Rechtfertigung des Lebens“: Mein Leben wird gerecht gesprochen und zugleich zurechtgebracht. Ich werde auf den Weg der Gerechtigkeit gesetzt, aber in diesem Gesetz Werden werde ich mit Barmherzigkeit angesehen. In Adam bin ich so, wie ich nun einmal geworden bin und oftmals gar nicht so gerne sein möchte – in Christus aber beginne ich mich zu verändern. Noch klarer drückt Paulus das im 2. Korintherbrief aus: „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur, das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden (2 Kor 5,17).

Nun gibt es allerdings an diesem Punkt zwei elementare Probleme des Verstehens – und ich bin gar nicht sicher, ob diese neuzeitlich bzw. voraufklärerisch sind oder allgemein menschlich. In Interviews mit Jugendlichen zur Christologie kann man das immer wieder feststellen. Beide Probleme hängen an einem einzigen Wort, an der Präposition „durch“, auf Griechisch „*δια*“ – „*so ist durch die Gerechtigkeit des Einen für alle Menschen die Rechtfertigung gekommen*“.

Das erste Problem dieses „durch“ ist das *für* mich, an meiner Stelle. Wie kann sich mein Leben *durch* das Handeln eines Anderen kategorial verändern, so dass ich plötzlich gerecht dastehe? Wird damit meiner Autonomie widersprochen? Wird meine Verantwortlichkeit, mein Streben nach Gerechtigkeit gefährdet? Sonst erziehen wir Jugendliche ja gerade dazu, *für sich* und ihr Handeln einzustehen. „Mir ist es unangenehm, dass ein anderer für mich am Kreuz gelitten hat“, heißt es darum in Interviews zur Christologie.

Dieses Problem lässt sich eventuell noch bearbeiten durch die Einsicht, dass es zur wahren Autonomie gehört, sich auch der eigenen Abhängigkeit von anderen zu stellen – kein Mensch ist ganz autonom, denn jeder lebt von der Güte der Anderen.

Noch schwieriger ist aber das zweite Problem mit dem „durch“: Wieso ist erst *durch* die Gerechtigkeit des Einen für die Menschen die Rechtfertigung gekommen? Hat Gott sich erst durch und mit Christus geändert? War er vorher *nicht* barmherzig? Konnte durch das Kreuz – so formulierte es neulich eine Studentin im Seminar – einfach „der Schalter umgelegt werden“ und ab dann begann die Erlösung? Wäre damit der Vollkommenheit Gottes widersprochen? Musste Gott erst barmherzig werden, gar barmherzig *gemacht* werden? Passt aber das zu Gottes Gottsein?

Die Antwort auf diese tiefsten theologischen Fragen lautet: Weihnachten und Epiphania: „Wisst ihr noch, wie es *geschehen*?“ (EG 52,1) Gott ist für die Bibel

Alten und Neuen Testamente kein ewiges Prinzip der unveränderten Gleichheit. Er ist barmherzig und gerecht. Und darum musste er Mensch werden, weil barmherzig und gerecht nur Menschen sein können und keine Prinzipien. Darum hat Gott eine Geschichte. Gott ereignet sich und ist keine Regel, die immer gilt. Wir können Gott nicht berechnen, sondern nur von ihm erzählen. Das Christentum ist keine Argumentationsgemeinschaft, sondern eine Erzählgemeinschaft (J.B. Metz): „Da jammert Gott in Ewigkeit mein Elend ohne Maßen; er dacht' an sein Barmherzigkeit“, dichtete Martin Luther (EG 341,4).

Das Lob der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ist für uns Christen keine Lehre. Sie ist Leben und Geschichte und Erzählung und Ereignis. Wir loben nicht etwas, sondern jemanden, ihn, den Menschen aus Nazareth. Er ist ein Modell der Gerechtigkeit – in der Sprache der Tradition: Er ist uns *exemplum*. Daneben ist er aber auch Realität der gelebten Gerechtigkeit. Das zeigen alle die wunderbaren Geschichten. Er ist uns auch *sacramentum*, so die Tradition, Sakrament der barmherzigen Gerechtigkeit und der gerechten Barmherzigkeit. Modell und anhebende Realität, exemplum und sacramentum. Adam ist Symbol und Christus ist Mensch – und der alte Adam ist vergangen, siehe Neues ist geworden.

Amen.